

VERONICA

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 36.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 18. September 1893.

Vierteljährlich
2½ Mark = 1½ fl. ö. W.

39. Jahrg.

Hofgeschichten aus alter Zeit.

Von E. Nicolay.

Nachdruck verboten.

I. Der Prügeltunge.

In einem dichten alten Walde stand ein altes, verschnörkeltes Häuschen. Der Wald war im Sommer belaubt und vogelstimmendurchtönt, im Winter kahl und besneit, und das Neigung suchende Getier kam manchmal bis an den grünen Staketenzaun, der die kleine Einsiedelei umschloß und nur an einer Stelle unmotiviert und prachtvoll von einem mächtigen Portale mit Wappen und Löwenköpfen unterbrochen wurde. Dahinter stand das Landhäuschen, welches viele verzerrte, steinerne Masken, komische, dickstiebrige Engel mit massigen Frucht-schnüren, hohe Fenster mit kleinen Scheiben und chinesische Drachentöpfe als Dachtrausen zeigte. Aber all die verfallene und verschollene Pracht ward verborgen und zugebedt durch kletternde, wuchernd rankende Remontanrosen, die den Engeln und Masken grüne Perücken aufgesetzt hatten und den zwischen den Schnörkeln nistenden Schwalben einen angenehmen Vorbau gewährten. In dem Häuschen waren hübsche, große, lustige und doch launische Zimmer, die sehr verliebte Darstellungen am Plafond trugen: nämlich eine Menge schöner Göttinnen und Nymphen. Man sah, daß die Bilder mythologische waren, auch wenn man nicht all die Damen und Herren, die da auf Wolkenhöhen oder auf grüner Flur lagerten, mit Namen kannte: die drei schönen Frauen mit kurzgeschürzten, bunten Schleiern und hochgetürmtem, lockigem Haar, welche vor einem ruhenden, nur mit einer roten Mütze bekleideten Jünglinge standen und die um den Schönheitspreis streitenden Göttinnen darstellten; oder den Mann in purpurnem Jagdgewande, dem eine lächelnde Quellnymphe eine Schale entgegenreicht, den römischen König Numa Pompilius und seine schöne kluge Freundin Egeria.

Zum Gegensatz zu diesen Wand- und Deckenfresken stand die altjüngferlich bescheidene zopfige Einrichtung. Da waren hochbeinige, hochlehniige Diwans, kleine bunte, eingelegte Schränke, denen man ansah, daß sie eine ganze Welt vermoderter Erinnerungen bargen; es hingen an langen, verblähten rosa und blauen Schleifen seltsame Schattenrisse und verbleichte Pastellbildchen. Ja, wären nicht die Rosen gewesen, man hätte den feinen Lavendelduft und den aus dem großen chinesischen Potpourri vor dem Spiegel aufsteigenden Rauch modernder Blumenblätter gespürt.

Das Häuschen war die dépendance des in der Nähe befindlichen herzoglichen Jagdschlösschens und seinerzeit für eine Hofdame Serenissima bestimmt gewesen. Die letzte Bewohnerin dieses Schlösschens hatte vor bald hundert Jahren als geachtete, spanischsprechende, herzogliche Hof-Weißzeugversteiferin ihr Leben

beschlossen. Vor kurzem war das lange Jahre unbenutzte Waldschlösschen der einzigen, überlebenden, älteren Schwester des weiland herzoglichen Jägermeisters Job von Pfenninghausen, Fräulein Zoe, übergeben worden.

Sie war lang, hager und gelblich; sie trug eine fußhohe, gepuderte Frijur, auf welcher links ein Spizenschnitz, rechts eine Rose schwanzte; es war tagein tagaus dieselbe Rose, denn sie bestand aus Mull und Draht. Das Fräulein trug halbe Aermel und lange Handschuhe über den dünnen Armen: auf dem verzerrten Gesicht lag ein Hauch von Schminke, und über der rechten Braue sah ein halbmondförmiges, auf der linken Wange ein rundes Schönplasterchen. Selbige Zusammenstellung hatte, da die Dame jung war, „schmachtende amour“ bedeutet, und da Zoe, wie damals jedes Mädchen von Stande, „son roman“ gehabt hatte, so war sie dabei geblieben. An der Spitze der langen

Schnebbe unterhalb der spindeldürr geschnürten Taille sah eine grünrosa Schleife, und grünrosa war das Gewand, welches sich über dem Reifrock bauschte und die hohen roten Stöckelschuhe freiließ. Denn Grünrosa war seine Farbe gewesen, und deshalb trug sie sie noch aus der Zeit, da sie nicht das alte, verblichene, vergessene Jüngferchen, sondern das schöne, gefeierte, angeschmachtete Fräulein Zoe, „die Nymphe des Waldes und die Egeria des neuen Numa“ war, wie der Hofpoet zu ihrem Geburtstage sie andichtete. Auch Zoe, die übrigens mit einem Hofjunker verlobt war, der sie indes sitzen ließ, weil ihr Bruder, der Jägermeister, aus Versehen die Wittigst der Schwester in seinem etwas kostspieligen Haushalte hatte mit draußgehen lassen, sah ihren „Roman“ bald zu Ende gehen. Ein herzogliches Miniaturpastell, mit Brillanten und an grünrosa Schleife zu tragen, war die einzige Erinnerung an die Zeit ihres Hof-

lebens — die Blüthenzeit ihres Lebens. Wohl sprach sie in Erinnerung an den „pflichtvergessenen“ Junker dann noch eine Weile von ihrem „touchanten Sort“, klappte den Fächer mit der gemalten arkadischen Landschaft einigemal nachdenklich auf und zu, war aber befriedigt, als das einzige, spätgeborene Töchterlein aus des Bruders Ehe mit einem hübschen, blutarmen Fräulein, nicht zur Erinnerung an die beiderseitigen Großmütter Juliana Karolina, sondern an den einzigen Roman der Tante „Egeria“ getauft wurde. Genanntes kleines Fräulein war bald darauf die einzige Erbschaft, welche das inzwischen altgewordene Mädchen von dem Bruder erhielt, nachdem dieser das Malheur hatte, bei einem Treibjagen den Hals zu brechen und seine junge Frau sich den „Accident“ dermaßen zu Herzen nahm, daß sie bald darauf an einem hitzigen Fieber starb. Der alternde Zoe und der kleinen Egerie — „Egerie“ nannte sie die Tante — wies nun die Gunst des inzwischen auch alt und kränklich gewordenen Landesfürsten das vergessene Waldhäuschen an. Sie lebten dort ganz allein, wie Dornröschen und die Spinnerin, oder wie die junge und die alte Zeit, und hatten keine anderen Domestiken, als einen alten, halbtauben Kutscher und eine ältere, halbtotbe Köchin.

Egeria war, während die Tante immer spindeldürrer und gelber, ihrerseits immer rosiger, rundlicher und niedlicher geworden. Ihr ganzes Haar hing in sieben bis acht schweren, goldenen Locken in den Nacken; aber was für Locken — sie wogen, wenn man sie in die Hand nahm! Born war das Haar à la chinoise zurückgestrichen und ließ das reizendste Gesicht frei, welches zwei blaue Augen unter einer weißen Stirn, einen bouche en coeur unter einem tiefen Stumpfnäschen und zwei Wangen gezeigt hatte, die so rosig zu erröten und so bezauobernde Grübchen zu zeigen wußten. Fräulein Egeria sah aus wie ein frischer, lachender Maientag, eine eben erblühte Rose, ein tief in Waldesbunfel murrender, silberner Quell, kurz, wie alles, was lieblich, jungfräulich, unberührt und in einer Sonntagslaune der Natur geschaffen war.



Empfangstouilletten.

(Beschreibung S. 370.)

Egeria ward von Tante Zoe so gut erzogen, wie diese es selbst vermochte. Sie lernte französisch parlieren und Filet kneten; lernte Mythologie, wobei die Illustrationen am Plafond, honny soit, qui mal y pense, der Lehrerin zu statten kamen, die auch gleichzeitig ihren eigenen Roman der kleinen wifbegierigen Schülerin zum Besten gab, das herzogliche Konterfei mit gerührtem Lächeln zeigte — leider waren die letzten der umfassenden Brillanten zur Beschaffung standesgemäßer Trauer feierzeit in die vier Winde gegangen — und die kleine aufhorchende Schülerin ermahnte, ihrerseits auch ihres Romans gewärtig zu sein, er werde und müsse schon kommen bei der letzten Baronesse Pfennighausen.

Ein wenig in diesen Hoffnungen unterstützt wurden die Damen durch die Nähe und Nachbarschaft der herzoglichen Solitüde, welche jetzt nach dem Tode des Landesfürsten zwar nur von der Herzogin-Witwe nebst ihrem Söhnlein und der Dienerschaft zeitweilig bewohnt war, aber damit war doch immerhin der Ofen geschaffen, von wannen das Heil kommen konnte, an das Egeriens Tante felsenfest und selbstlos glaubte.

Die junge Dame selbst kümmerte sich wenig um die Verwirklichung dieser „altbadenen Träume“, wie sie despektierlich die Hoffnungen der Tante, neuen Glanz in die Solitüde zu bringen, die Nichte als Egeria eines neuen Numa, als ratgebende Schützerin eines ganzen Landes zu sehen, betitelte. Es war überhaupt merkwürdig, wo das Kind die Neuerungen herbeifam und wie sich Großvaters Eisenkopf auf sie vererbte hatte. Anstatt auf dem Spinett zu spielen: „Blühe, liebes Veilchen“ oder „Wie die Blümlein draußen zittern“, wenn es schon kein Choral sein sollte, sang sie Lieder, wie die Bauerntinnen bei der Heumahd, puderte sich nicht ihr Haar und trabte mit Lederstiefeln bei Wetter und Wind im Walde herum.

Einmal hatte sie sich bei einer solchen Exkursion fast um ihre ganzen Zukunftserwartungen gebracht und Tante Zoe einen Totenschreck in die Glieder gejagt. Das damals noch sehr junge, aber schon beispiellos selbständige Fräulein hatte nämlich einen der langen Nachmittagspaziergänge aufs geratewohl bis dahin ausgedehnt, wo der zopfige Schlosspark der herzoglichen Solitüde in den Naturpark des Waldes verlief. Hierbei war sie, gerade als sie das Mäuschen neugierig durch das Jagdnetz steckte, von dem ungefähr zwölffährigen kleinen Herzog, einem langen, dünnen Knaben von etwas bedenklichem Temperament, entdeckt worden, der „charmant“ gerufen und ihr befohlen hatte, zwischen dem losen Latenzbaum hindurchzukriechen. Nachdem dies, bis auf einen Eckriß in Egerias Röckchen pünktlich und glatt vollzogen ward, gingen die unter Kindern, gleichviel ob eine Krone mit sieben Zinken oder Johannisbeerblättern, gleichviel ob nicht der glatte Reif über ihrem Namenszuge glänzt, üblichen, geringen Präliminarien vor sich, an deren Ende das Fräulein auf des Herzogs Frage hin erklärte, sein Pferd sein zu wollen, sich von ihm mittelst einer rotseidenen Schnur an einen kleinen, blaulackierten Handwagen spannen ließ und seinem Befehle, tüchtig zu stampfen, eifrig nachkam. Leider verlorb die durchlauchtige Mama das unschuldige Vergnügen für Roß und Fuhrmann, indem sie höchst eigenhändig die Leine von den runden Kinderhultern löste. „Mais mon cher, ma petite“, sagte sie, „deine Mama wird sich ängstigen.“

„Ich habe keine Mama“, sagte die Kleine, „ich habe nur Tante Zoe!“

„Wer bist du denn?“

„Egeria von Pfennighausen“, war die Antwort, „und wer ist denn der kleine Junge?“

„Seine Durchlaucht, Herzog Heinrich, mein Püppchen“, sagte eine Stimme hinter der Herzogin, und ein schlanker, siebzehnjähriger Jüngling trat vor, der etwas an eines der damals auftauchenden Kraft- und Naturgenies erinnerte, aber sehr hübsch war, ungepudertes Haar und unter dem offenen Rock immerhin eine seidene Weste trug.

Egeria sah etwas scheu von einem zum andern. „Und wohin gehst du, ma petite?“ fragte die hohe Dame wieder. „Dahin“, sagte das Kind und wollte mit dem Finger die Richtung angeben, wo es hergekommen sei, aber da hatten die Waldbäume so andere, fremde Gesichter angenommen, die Wege liefen kreuz und quer durcheinander, sie wußte nicht mehr aus noch ein und wußte sich nicht anders zu helfen, sie fing bitterlich an zu weinen. Durchlaucht waren gerührt und küßten sie, Serenissimus erklärten, sie könne ja von jetzt ab in der Solitüde verbleiben, aber der siebzehnjährige Jüngling sagte: „Ich weiß, wohin das Kind gehört; drüben im Schloßchen, bei einer wunderlichen alten Dame —“ „Das ist Tante Zoe“, rief Egeria mitten aus ihren Thränen. Sie wurde noch ein wenig geliebkost, ein wenig mit Süßigkeiten gefüttert, und dann, als es tiefe Dämmerung war, brachte sie der große Jüngling, der Henri gerufen ward, nach Hause. Er leitete sie besorgt und zärtlich, erzählte ihr Geschichten von Dornröschen und Aschenbrödel und gab ihr, als beide im Lichtbereich von Tante Zoe waren, einen Kuß. Nicht dies verwunderte das Fräulein, wohl aber, daß er nun selbst that, was er vorher der kleinen Durchlaucht als unpassend verwiesen hatte. Egeria wußte noch nichts vom Rechte des Stärkeren.

Jetzt kam der alte taube Hans herbeigestapft: „Egerchen!“ rief er schon von weitem. „Ihr kleines Fräulein hat sich verlaufen“, sagte Henri. Hans legte die Hand ans Ohr und sah unbeschreiblich dumm aus. Henri winkte der Kleinen noch einmal zu und verschwand im Waldesdunkel. „Egerie!“ tönte Tante Zoes schrille Stimme durch die Nacht.

Die würdige Dame war erst geneigt, den Anfang zum Romane ihrer Nichte in dem besprochenen Ereignis zu sehen und ließ der kleinen Ausreißerin die verdiente Strafpredigt nach, sich mehr auf eine Lektion beschränkend, wie die Sibylle des künftigen Numa, wenn sie rechtskräftig in der Solitüde thronen würde, sich zu verhalten habe. Glücklicherweise verstand die Nichte weder die Tragweite der tantenhaften Ratschläge, noch blieben diese bei ihr haften, um so mehr, als man bedauerlicherweise nach einiger Zeit den herzoglichen Reifewagen davonrollen sah. Die Tante erklärte der Nichte die Verhältnisse von Mutter und Sohn und aller näheren und ferneren Agnaten, von Henri sagte sie nichts. Egeria stellte sich auf die Zehen, sah dem Wagen nach, bis er in einer goldigen Staubwolke verschwand, bis die letzte Spur von dem Jüngling, welcher deutlich erkennbar auf dem Rücksitze gewesen, verschwunden war. Da fragte die Kleine schüchtern nach diesem, und Tante Zoe erklärte verächtlich: „Mon Dieu, es ist der Prügelsunge.“

„Prügelsunge!“ Wie brutal das klang, und wenn die Tante auch mit Eifer der Nichte die nützliche Institution der Prügelnaben, samt deren allfälligen, günstigen Erwartungen erläuterte,

die Kleine war empört und nannte von ihren drei Puppen die schönste und geliebteste verstoßenerweise: „Prügelsunge!“

Die herzogliche Solitüde blieb für lange, stille Jahre vereinsamt. Die regierende Frau war erkrankt und suchte Heilung in Italien; fand aber nur ein romantisches Sterbebett mit der Aussicht auf Lorbeer und Rosen und auf das flammende Meer, sowie nachher eine stille Gruft in der heimischen Hofkirche. Als ihr vierzehnjähriger Sohn aus der Krypta wieder aus Tageslicht stieg, mußte er, wie es die hochselige Mutter verordnet hatte, seine goldgestickte Paradenuniform aus und die bescheidenere der Kadetten eines benachbarten Großstaates anziehen. „Ich will, daß mein durchlauchtiger Sohn bescheiden und gehorsam werde“, stand im Testamente der hohen Frau. Als Freund und Mentor des jungen Herzogs aber zog Herr Henri, Baron Steinhofen, auf die Unverletzlichkeit der nämlichen Stadt. Er war durchaus nicht zum prinziplichen Sündenbock bestimmt und erzogen, im Gegenteil, als eine Art Buße und Sühne für die Manen eines Toten von der nun gleichfalls heimgegangenen hohen Frau gehalten worden; nämlich als Sohn eines abgedankten, in Armut gestorbenen Ministers, dessen in schroffer Hülle gebundenen Wert man zu spät erkannt hatte, da man den Unjungen erntete, der der Mißachtung seiner Ratschläge entpflo. „Seien Sie meinem Sohn, was Ihr Vater hätte dem Herzog sein sollen, ein Freund, ein Berater“, hatte die sterbende Fürstin gesagt, und Henri war beim Gedanken daran, ob er gleich seine Pflichten ernst genug nahm, ohne daß er's wollte, ein rosiges Kindergeßicht aufgestiegen: Egeria.

Dann ward der Herzog mündig erklärt, die Zeit verging, die aus Kindern Leute macht, auch Fräulein Egeria war ganz verborgen, ganz in der Stille ein achzehnjähriges Fräulein geworden, überaus lieblich anzusehen, und da ihr die Tante so oft davon erzählt hatte, wartete sie nun selbst auf ihren Roman.

Es war ein sonniger Maitag; eben blühten die Rosen am Auf, über dem ganzen Walde lag ein Duft, und Tante Zoe sah auf Labrier und spielte: „Blühe, liebes Veilchen“ und sang dazu. Das klang so dünn und verstimmt, und draußen lockte Drossel und Amfelschlag — Egeria sprang auf und lief hinaus. Warum sie lief und lief, sie wußte es nicht, es war alles überquellende Jugendlust in ihr, alles leuchtete — ihre lachenden Augen, ihr rosiges Gesicht, ihr weißes Kleid, ihre kleinen, blanken Schuhe. Sie kam bis an die Viehstange, wo ein kleiner, geschwinder Duell aus Moos und Farnen in ein kieselumlegtes Becken sprang; hier stutzte sie, denn trotz des hellen Sonnenscheins fiel ein Schatten über die Stelle, der Schatten eines Mannes. Dieser selbst drehte sich plötzlich der Kommenden zu, er war außerordentlich hoch gewachsen, hatte ein freies, edles Profil, lose wallendes, ungepudertes Haar, leuchtende Augen und eine wahrhaft königliche Haltung. Egeria war völlig unerfahren, mit Männern hatte sie nie verkehrt, auch in dem berühmten Roman wußte sie nicht recht, ob sie eine thätige oder eine leidende Position einzunehmen habe, und außer Tante Zoe war keiner, der sie hätte befehlen können, es sei denn, daß man den alten, steifen Pfarrer mitrechnete, der seinerzeit Egerien konfirmiert hatte. Aber der kümmerte sich weder um geschriebene, noch erlebte Romane, sondern um seine Zinsshühner, Jakob Speners Predigtanmlung, seine Bienen und Okulierreifer.

Der Mann neben der Quelle hatte an einen Baum gelehnt gestanden und gelesen; jetzt wandte er sich dem jungen Mädchen zu und schien einen Augenblick ebenso erstaunt, wie dieses selbst.

„Welche Waldsee“, fragte er dann lächelnd, „welche allerhöchste Nymphe erscheint denn hier meinen sterblichen Augen? Ha, ich recht“, rief er mit einem freudigeren Aufklang in der Stimme, „ist das nicht, so groß und so schön geworden, meine liebe, kleine Freundin Egeria?“

Das Mädchen sah ihn scheu mit den unschuldigen Augen an — wofür kannte denn der fremde Herr ihren Namen? „Oder muß ich sagen: Baronesse Pfennighausen?“ fragte er. — Mit einemmale bligte es wie eine Erinnerung in dem Mädchen auf: die Scene von damals, der Roman, auf den Tante Zoe bestand, alles wirbelte durcheinander und klärte sich dann zu dem Gedanken ab: der Herzog! Und es mißte sich ein leises Bedauern hinein: nur der Herzog! — Sie machte eine tiefe Reuerenz, und er lachte über den Courtnix und hielt ihr freundlich die Hand hin: „Wozu die Hoffitten hier im lieben freien Walde?“ rief er, „ich habe den kleinen rosiges Glückling von damals nicht vergessen, hat er denn auch ein ganz klein wenig meiner gedacht?“ „D ja“, entgegnete Egeria erötend, mit niedergeschlagenen Augen; eigentlich hatte sie mehr Sinn für Henri, den „Prügelsunge“, gehabt — wie nur der kleine dürre Herzog so groß und schön geworden war! Der junge Mann hatte sich auf eine natürliche Moosbank niedergelassen, und da er die Hand des Fräuleins nicht losgelassen hatte, so war dies gezwungen, sich neben ihn zu setzen. Merkwürdigerweise schien er ganz zu vergessen, die schlanken Finger aus den seinen zu lassen, obgleich er sie aufmerksam genug betrachtete, ja wiederholt an seine Lippen zog. Er sprach viel und gut von seinem Aufenthalt in fremden Ländern und auf fremden Hochschulen; auch von der Bewegung der neuen Zeit, daß der Tag gekommen sei, den Menschen Freiheit und Rechte zu geben, die engen Bande zu zerreißen und die alten Böpfe abzuschneiden.

Egeria hörte bewundernd zu, ihr klang seine Stimme wie Musik — und nun sollte sie ihm erzählen. Ach, sie war ja nur ein armes, kleines, dummes Ding, was kümmerte sich der große, regierende Herr darum, ob sie sich ein zahmes Reh im Winter ans Gatter gewöhnt habe, ob ihr Häsling gestorben, ob der Pfarrer die neue Fontaine verregnet sei, wobei sie so komisch ausgesehen habe. Egeria fing an zu lachen, kam sich aber unbeschreiblich albern vor, sodaß sie selbst sagte: „Wie kann ich dem Herrn denn etwas Kurioses erzählen; kenne ich doch kein lebendes Wesen außer dem Walde und den lieben Gott!“ Sie meinte nichts Nebles über die Tante, sie sprach nur die unbewußte Empfindung aus, wo sie Freundesdurst suchte, und der Mann verstand sie.

„Als ob nicht diese der Erkenntnisquellen genügend seien für meine allerhöchste, kleine Waldnymphe“, sagte er, „und ihr nicht vielleicht nach echter Egerienart noch Rat bleibt für zweifelnde Menschenkinder, dafern sie aus der großen Lügenwelt hinausfliehen in die schöne, stille Naturwelt, um am Busen der lieblichsten Quellsee zu geseunden.“ Seine Augen leuchteten so seltsam, so räthelhaft; seine Sprache war so flehend, so dringend, sein Mund näherte sich dem ihren — war's ein Wunder, wenn ihre Lippen sich plötzlich aufeinanderpreßten? Egeria

glühte, wie eine dunkle Rose. Das war nicht nur ein Kuß, den sie empfingen, das war ein ganzes, volles Mannesherz, und Tante Zoes Nichte ward bange — des Herzogs! „Mein Lieb“, flüsterte er, „mein holdes Mädchenkind; ich hatte dich ja nie, nie vergessen, wie oft hab' ich in den sternhellen Nächten, wenn nur der Nachtigall Lied mein Ohr mit Wollust füllte, dein gedacht — dein! Wo, ob, wie ich dich wiederfinden würde! Nun bietet dich mir die Festtagslaune der Natur, blühend schön, eine Rose des Haines! Wie wird der Freund sich mit dem Freunde freuen, wie wird Henri durch mein Glück beglückt sein!“

„Ja, Henri“, rief sie lachenden Auges, sich an seinem Busen emporrückend, „der gute Henri, ich habe so oft seiner gedacht.“

„So, mademoiselle“, sagte ihr Nachbar lachend, „an Herrn Henri gebachten Sie, derweil ich um eines gewissen Fräuleins willen Wolken und Sterne anschwärmte — das heißt, unterbrach er sich, sich lächelnd aufrichtend, „von welchem Henri sprechen denn Ew. Gnaden?“

„Von ihm, dem guten, schönen, der mich damals nach Hause geleitete, dem, dem — Tante Zoe sagte so“, meinte sie schüchtern, „dem Prügelsunge.“

Egerias Hände sanken herab, aber nicht von selbst, sondern mit Gewalt von des Herzogs braunsammetnem Rockärmel geschleudert. Zornsprühend und bleich war der Mann emporgesprungen: „Also auch hier“, rief er, „auch hier in der freien Natur nur verfälschte Herzen, nur der alte Schutt und Moder! Statt geunder Wangen Schminke, statt des Herzens eine Schnürbrust und ein Stammbaum statt der lebendigen Seele! Armer Henri, deine Schuld ist's nicht, aber pui über die alte Spinne, die selbst diese Rose mit ihrem grauen Giftgewebe umzogen hat!“

Damit ging er mit großen Schritten davon. Egeria blieb ganz zerbrochen und niedergedonnert zurück; sie verstand nichts von alledem, als daß der Herzog glaubte, sie schminke sich, und daß er Tante Zoe eine alte Spinne genannt hatte. Endlich warf sie sich ins Gras und weinte lange und bitterlich, wie man mit achtzehn Jahren weint, wenn ein Traum zerbricht und man wirklich kein Rouge de Paris auf den Wangen zu schonen hat.

Sie war fest entschlossen, bis zu ihrem demnächst zu erhoffenden Tode kein Wort zu verraten von dem ersten und letzten Kapitel ihres Romans — aber das Schweigen ist so drückend, wenn es kein glückliches Geheimnis verschließt — endlich schüttete sie ihr Leid doch an Tante Zoes Busen aus. Diese zog die Augenbrauen sehr weit herauf, schüttelte das Haupt auf dem langen, dünnen Halse und sagte: „Remarquable, höchst remarquable! Daß ihn die Bemerkung über seinen Freund wurmt, zeigt erstens, daß er ein gutes Herz hat, zweitens, daß er zu den Neuerern, den Aufgeklärten gehört, die das Haar lose tragen, Gott in der Natur anbeten und um Bäume tanzen. Der Pfarrer hat's mir erzählt, er klagt auch über die gottlose Zeit und den mageren Decem und daß die Fürsten mit schlechtem Exempel vorangehen. Höre, Egerie“ — und des Fräuleins Augenbrauen zogen sich noch höher hinauf, und der dürre Hals ward noch länger — „du kennst die alte Geschichte du roi Numa Pompilius“ — sie sprach den Namen französisch aus — „und der schönen Nymphe Egeria, auch der neuen Egeria, welche ist deine Tante Zoe: die erste lebte in einer Schlucht, die andere in einem einsamen Landhause — und sie wurde dem Könige Numa eine Freundin, eine Beraterin!“ Und der steife, magere Zeigefinger des Fräuleins mit der goldenen Schlange, die sich in den Schwanz biß, rechte sich gerade in die Höhe: „Und er ließ ihr einen Tempel bauen, sie regierte Rom von ihrer Grotte aus, sie ward ihm eine Freundin, nichts weiter!“

Egeria schob die Unterlippe vor und ließ den Kopf in dem Maße hängen, als Tante Zoe den ihren erhob. Sie fing an, gänzlich auf ihren Roman zu verzichten, von dem ihr weder Anfang noch Schluß gefiel. „Warum nahm denn König Numa die schöne Nymphe nicht zur Frau? Warum zog sie nicht mit in seine Stadt und lebte glücklich und zufrieden mit ihm?“

„Niemals, ma chère, dies schied sich nicht für Personen d'une certaine position. Zuletzt ging er zu ihr und ward unsterblich, aber das ist natürlich nur dichterischer Schluß!“

Nun vergingen einige Tage, und es gefiel einem Landregen, sich eine Woche hindurch häuslich über der Gegend niederzulassen. Sieben Tage alles grau in Grau mit sein schraffierten Regenstrichen darüber und an den Rändern der Gartenwege kleine, lehmfarbene Bäche, die Rosenblätter mit sich forttrugen. Am Abend des siebenten Tages gab es etwas wie Abendrot, endlich der achte stand wieder in voller Sommerglorie. Egerien war es, wie einem Vogel, der sein Gefieder prüft, wenn er wieder ins Freie kommt; sie hatte die ganze Zeit an einer petit point-Schäferin mit unnatürlich schwarzen Augen und merkwürdig roten Backen gestickt, und ihre einzige Unterhaltung waren die eintönigen Klagelieder des Regens draußen und Tante Zoes drinnen. Nur einmal meinte sie einen Schatten im grauen Mantel, einen dreieckigen Hut über die Augen gedrückt, draußen am Gatter zu sehen.

Nun mußte sie nachhaken, ob ihre Lieblingsplätze nicht durch das Unwetter gelitten hatten; ob einige Rosen gewagt hatten aufzublühen, ob das Grasmückenest nicht verborben, das Vorkenshäuschen nicht weggeschwemmt, endlich die eingedämmte Quelle nicht ausgetreten sei. Sie zog sich Lederstiefeln an zum Schutz gegen das feuchte Waldgras und ein kurzes, dunkles Habit, wie la Diane chasseresse. Bald war sie beruhigt, jeder Schaden erwies sich geringer, als sie gefürchtet hatte, auch der Waldbach hüpfte so kindlich vergnügt, nur ein wenig breiter über sein Kieselbett, daß man keine Katastrophe an seiner Geburtsstätte zu befürchten brauchte.

Da siehe, auf dem Brückchen des eisrigen, sprudelnden Wässerleins stand ein Mann, hatte die Hände auf den vor Nässe ganz roten Tannenstamm gelegt, welcher die Brustwehr bildete, und hörte dem Schwagen der Wellen zu. Er trug offen wallendes Haar, aber diesmal kein braunsammetnes Hofkleid, sondern einen hechtgrauen Surtout. Egeria wußte nicht, ob sie bleiben oder gehen sollte, aber er hatte sie schon bemerkt und streckte ihr, ohne sich nach ihr umzuwenden, gebieterisch-zärtlich, wie ein echter Souverän, die Hand entgegen. Bögern legte das junge Mädchen die Fingerspitzen hinein; zaghaft trat sie auf den glitschenden Steg, wo sie sich fester an den Mann halten mußte, um nicht auszugleiten. Jetzt wendete er ihr auch das Gesicht zu, das schöne Mannesantlitz mit den Herrscheraugen, es war wieder wolkenfrei wie der Himmel, und lächelte. „Nun, kleines Waldweibchen“, rief er, „hat man sich tief in seinen heimlichen

Stamm verschlossen, oder hat die holde Dryas auch manchmal nach armen, triefenden Menschenkindern ausgelugt?"

"Es hat lange geregnet," meinte Egeria schwermütig. "Ein großer Ausspruch," lachte der Mann, "unbestrittene Weisheit, würdig des Weibes von Cumä!"

Das Fräulein sah zu Boden und schwieg, dann sagte sie leise: "Ich weiß, daß ich nicht so klug bin und so viel gelernt habe, wie die Stadtdamen. Was soll ich denn sagen, daß der Herr nicht lacht und — sich nicht —"

"Aergert!" fiel der andere ein. "Nur nach seinem eigenen Schnäblein und seine eigene Melodie soll das Waldböglein singen, nicht, was eine alte Hofstraße ihm vorschwaht!" Gatte dies Tante Zoe gehört! "Nebrigens," fuhr der junge Herr fort, "war der Ausspruch weise und passend, es hat lange geregnet. Die Wolken sind fort, die alten Wasserläufe ausgegossen, die Welt auf lange genug mit Feuchtigkeit versorgt, daß eine Reihe sonniger Wochen sie nicht mit Dürre bedroht, also kann man sich's gar nicht schöner denken für eine Sommerliebe im Waldrevier."

"Und im Winter?" fragte Egerie schüchtern. "Im Winter, kleine Erbweisheit, nun, da flüchtet man sich hinter den warmen Ofen. Die Liebe ist die Poesie des Sommers, die des Winters die Ehe."

Sie waren längst von dem schmalen Steige auf das Moos des Waldbodens getreten, aber der Mann hielt noch immer des Mädchens Hand. "Nun," sagte er endlich, und sah ihr zärtlich in die Augen, "hast du dich erholt von dem Schrecken, den der wilde Heinz dir neulich eingejagt? Kannst du wohl mit gutem Gewissen sagen: 'Ich fürchte dich nicht, ich habe dich lieb, wilder, toller Heinz!'"

Er legte die Hände auf ihre Schultern, seine Augen leuchteten und brannten; sie wurde rot, wie die rötste der Rosen in ihrem Garten: "Ich habe dich — ich habe Sie lieb — Durch —"

"Halt," rief er, "was heißt das? Was hab' ich deutlich und unmißverständlich gesagt, und was wird so greulich verzerrt und verzogen?"

"Ich habe dich lieb, lieber, lieber Heinz!" wiederholte sie nun gehorham, barg das Köpfchen an seiner Brust, und er küßte sie lange und innig.

Sie versprachen sich morgen in aller Frühe wiederzufinden — und endlich kam ja der andere Tag. Am Nachmittage erschien erst der Pfarrer, um mit dem alten Fräulein die übliche Parté Trik-traf zu spielen und überjährige Neuigkeiten zu erzählen, und die Tante hatte ihn mit Ungeduld erwartet, denn das vorige Mal war durch die Ungunst des Wetters zu Wasser geworden. Endlos ging nun das Kartengeräusch zwischen Tante Zoe und dem Pfarrer; endlos sein langweiliger Vortrag über die Kirchturnsneuigkeiten, und das Gemurmel, daß von der herzoglichen Solitüde nichts zu erfahren sei, Durchlaucht komme nicht in die Kirche. "Sie hat ihn wieder bei sich, den Fremden, den Magikus, der schon nicht mehr wie andere Christenmenschen mit Haarzöpfen geht, nein, ohne Ruder —" Der geistliche Herr hielt inne und biß sich auf die Lippen. Er sah Egeria, welche auf dem Taburet vor dem Spinett sich wiegte und welcher ebenfalls die Vorden los und ledig über den grünen Tuchpanzer fielen. Der Pastor fuhr sich verlegen in die Perücke, aber seine alte Freundin erlöste ihn, indem sie ihm das porzellanene Döschen mit Spaniol hinstellte und sagte: "Sie geben, Herr Pastor!"

Und der frische Morgen war endlich da. Der Wald stand juniwotrig, und Egeria lag in des Geliebten Armen, und ihr galt gleich, ob er der größte Herzog oder der ärmste Prügeltjunge war. "Egeria," sagte er sinnend, "Waldbibulle! Weißt du denn, was es mit diesem Namen auf sich hat?"

"Gewiß, mein König," rief sie schelmisch, und dann plapperte sie die Jagd- und Liebesaventüre des römischen Fabelfürsten herunter in demselben Tone, in welchem sie früher dem Pfarrer hatte die biblischen Gleichnisse herjagen müssen, und schloß mit Tante Zoes famosen Worten: "Und sie wurde seine Freundin, seine Beraterin, nichts weiter!"

"Nichts weiter?" fragte Heinz verdutzt und ließ den Arm sinken, der das Mädchen umschlang, "bist du nicht mehr frei, Egeria, bindet dich ein Verlobnis, ein Gelübde?"

"Mich — nicht im geringsten! Ich dachte, es paßte sich nicht anders, weil die Fabel so schließt und Tante Zoe sagt —"

"Tante Zoe! Was weiß denn Tante Zoe von dir und mir!"

"Nicht das Mindeste! Nur, daß du offene Haare trägst und einen fremden Magikus in deinem Gefolge hast; der Pfarrer hat es ihr erzählt, er findet es horribel!"

Heinz schüttelte sich darüber vor Lachen, fuhr mit der Hand durch seine Locken und küßte die Egeriens. Es waren seltsame Morgenstunden, welche die beiden verlebten auf der Bank neben der plätschernden Quelle unter einem uralten Eichenbaum, in welchem wissende Vögel sangen — erster Liebe seltsame Stunden!

An einem heißen, gewitterschwülen Nachmittage mußte Egeria die Tante auf einem Spaziergange im Walde begleiten. Die alte Dame hatte über ihr hohes, weißes Toupet einen schwarzen spanischen Schleier gehängt; die Spitze ihres Stockparasols und ihrer hohen Stödelhaden bohrten sich tief in den Waldboden, denn die Jahre hatten ihre leichten Schritte nun auch schwer gemacht; sie sah norrenhaft alt aus, die ältere der Fräulein von Pfennighausen. Frisch und jung, wie eine Waldsee ging die jüngere nebenher, wenig beachtend, wenn ein wilder Rosenbusch sich in ihre Spitzenscharpe verhalte. In der Ferne wand sich die weiße Landstraße hin und flimmerte ordentlich vor Staub und Hitze. Es trappelten Pferde darauf, eine vierspännige, offene Chaise fuhr dahin, in welcher zwei Herren saßen. Der eine zur Rechten war vor der unerschämten Sonne geschützt, sah oder lag vielmehr völlig ermüdet da, sah blaß aus und trug trotz der Hitze einen festgeschlossenen militärischen Rock, dreieckigen Hut, gepudertes Haar und festgebundenen Fop. Der andere sah aufrecht, ein Bild junger Heldenherrlichkeit, mit offenem Gewande, wehendem Jabot und wehenden Haaren.

"Der Herzog!" flüsterte Egeria.

"Zawohl," sagte die Tante und hielt sich das breitgefachte Binocle vors Auge, "er sieht aus, wie ein Korporal."

"Wie was?" fragte die Nichte.

"Nun wie der festzugeknöpte, leibhaftige Militärstaat!"

Es war das erste Bonmot in Tante Zoes Leben.

"Der mit dem Jabot war's!" rief das Mädchen.

"Unsinn, der sah links!" erklärte die Tante kategorisch, und Egeria ward es schnell und bedenklich zu Sinne.

Sie gingen bald heim, und in der Nacht kam ein Gewitter. In der Nacht kam noch ein Blizstrahl außer denen des Himmels, ein Gebanke, welcher Egerien durchzuckte. Aber sie verwarf ihn bald wieder und seufzte: "Ach Gott, es wäre zu schön, es kann ja nicht sein! Was weiß denn Tante Zoe? Und es wird richtig mein Roman werden, und der lange Winter wird kommen und die Langeweile —" Und damit schlief sie ein!

Am andern Morgen war der Tag wieder klar, und das Fräulein rüstete sich zu ihrem verstoßenen Wege! "Wo läufst du denn hin, Egerie, wo steckst du denn den ganzen Vormittag?" fragte die Tante.

"Ich lerne meine Lektion!" entgegnete die Nichte kleinlaut.

"Deine Lektion — welche Lektion?"

"Ich habe Französisch wieder aufgenommen!"

"Das wäre ja gut, sehr gut, sehr nützlich!" meinte die Tante und ließ leise Zweifel durchklingen. "Komm her, ich werde dich examinieren, wie weit du es schon gebracht hast in diesen vierzehn bis fünfzehn Lektionen!"

"Tante jetzt — ich hatte gerade — ach da kommt der Pastor." Und pfeilschnell stürzte sie an dem unerwarteten Rettungengel vorbeizurück, lief und lief, bis sie gerade an die Quelle kam, wo Heinz sie in seinen Armen auffing.

"Eine kuriöse, eine höchst kuriöse Post, Zeitung oder Neuigkeit führt mich zu Ihnen in so ungewöhnlicher Stunde, gnädige Freundin und Baroneß, um so mehr, da sicher heute, als am Quatember einige nichtsinnige Gemeindefrüßlein meine Abwesenheit zur Nichtablieferung üblichen Decems in naturalibus mißbrauchen werden, jedoch, indessen —" Er küßte Hut und Perücke, die heiße Stirn zu trocknen, und erzählte weisig, wie Seine Durchlaucht und höchst ihr Begleiter, der, der — Baroneß wissen schon — zum Schrecken der Wäsche trocknenden Frau Pastor plötzlich am Pfarrhause vorgefahren seien, um in einem höchst nitrifaten, höchst delikaten Punkte allfällige Befehle zu geben; nämlich zu nichts mehr und nichts weniger, als alles in jedem Augenblick zu einer heimlichen Trauung bereit zu halten.

Fräulein Zoe hörte immer sprachloser, mit immer weiter geöffnetem Munde zu. Endlich fuhr sie mit beiden Händen ins gerollte Toupet, daß der Puder stäubte, und rief, nein freischte: "Egerie — son roman! Die französische Lektion — Pastor, lassen Sie mich — mich sammeln! Ich — o!" Und sie lag da, jeden Augenblick bereit, in Ohnmacht zu fallen. Der Pfarrer sah seine alte Gönnerin verdußt an; er fürchtete, sie habe den Sonnenstich bekommen und fassete, denn der Name der herzoglichen Braut war: Eva von Bardenfels!

Egeria lag indessen mit dem Köpfchen an ihres Geliebten Schulter. Sie hatten wieder einmal allerlei Süßes und Dummes durcheinander geschwaht, wie es nur Liebende interessiert, da jagte Heinz: "Höre, Sibylle Egeria; hilf jetzt einmal dem Könige Numa regieren! In hochwichtiger Staatsaktion wollen wir deine Meinung, kleine, unerschöpfliche Naturweisheit!" Egeria setzte sich aufrecht hin und kam sich wichtig vor.

"Es gilt," hub der neue Numa an, "ein altes Ländchen mit einem jungen Fürsten, der viele kluge Vetter hat, die ihm alle gern regieren helfen würden." Egeria spitzte die niedlichen Ohren. "Nun, lieber dieser junge Fürst ein liebliches, schönes Mädchen, das zwar vornehm, aber nicht das, was eine Fürstengattin und Landesmutter sein muß, nämlich nicht ebenbürtig ist." Egeria preßte die Hand auf ihr klopfendes Herz; unbegreiflich gelassen sprach Heinz: "Es hat der junge Fürst ein schlimmes Erbeil von seiner hochseligen, edlen Frau Mutter — eine tödliche Krankheit! Er weiß, daß er in unserm mörderischen Klima es höchstens noch auf Monate, im freundlicheren Süden es aber auf Jahre bringen kann. Er kennt seine Herrscherpflichten, aber auch seine Lebensdauer — also rate einmal, kleine Sibylle, muß er entjagen, früh scheiden und Fürst bleiben? Oder darf er Land und Thron und den blässen Tod mit froher Hoffnung, Leben und Liebe tauschen, fern im Süd ein glücklicher Privatmann werden und den Vetter sein Ländchen lassen?"

Egeria sah mit gefalteten, gerungenen Händen zwischen Furcht und Hoffen, bald rot, bald blaß, Glück, Liebe, Tod und Leben, Heinz und der Herzog — alles tanzte in spukhaftem Wirbel um sie herum. Endlich raffte sie sich auf, sah ihren Geliebten an, der frisch und froh, ein Bild der Kraft, neben ihr saß, und schrie auf: "Heinz, Gott sei Dank, das bist du nicht!"

"Ich, nein! Ich habe dich ja, bin kerngesund, habe seltsame Gewisheit und keine Spur von Zweifel. Ich rede von Henri, dem Herzoge!"

"Aber früher warst du doch der Henri! Dann hast du mich auch durch den Wald geführt, mir Geschichten erzählt und mich auf den Mund geküßt! Dann bist du ja derselbe — o wie glücklich bin ich, wie glücklich!"

"Derselbe wie der Prügeltjunge?" fragte er lächelnd, aber sie schloß ihm den Mund stumm bittend mit einem Kuß. "Es ist abgethan, das wälsche Wesen," rief er, "ich bin ein deutscher Mann, in heiligen Wingolfs Hallen geweiht. Der Herzog nennt sich jetzt nur so zur Unterscheidung von mir, der ich den deutschen Namen gewählt. Nun, die Entscheidung, Egeria!"

Niemals betrug eine Sibylle sich weniger sibyllenhaft. Sie sang und tanzte von einem Fuß auf den andern, klatschte vor Freunden in die Hände und rief: "Ja, ja, er soll glücklich sein, glücklich wie wir! O Gott Lob, daß du du bist; ich brauche nicht deine Freundin und Beraterin zu sein, nur deine kleine Frau, und ich habe keinen Roman, wie Tante Zoe."

Heinz lachte und erfuhr jetzt erst Egerias Sorge.

"Sie hat gar keinen Roman," entschied die Tante, "denn wenn ein gewöhnliches Fräulein einen gewöhnlichen Edelmann heiratet, ist dies nicht weiter bemerkbar!" Es dauerte sie die Rede, die sie geeignetfalls dem Herzoge gehalten hätte.

Der alte Pfarrer in neuer Staatsperiode traute zwei Paare zugleich. Das herzogliche sah gegen das simpel freiherrliche aus, wie zwei verklärte Gesichter gegen rofige, lachende Menschen — die Braut still und schön — wie die Entjungung selbst.

Tante Zoe sagte nach ein paar Jahren, als eine junge Witwe einjam auf der herzoglichen Solitüde trauerte und Egeria die alte Dame mit zwei überaus munteren Sprößlingen zu besuchen kam: "Wie gut, daß dein Liebster nicht der Herzog war, ihr steht ja nichts aus; aber Kind, wie konntest du damals glauben, daß ein regierender Fürst anders als rechts fahre?"

Warum Frauenarbeit schlecht bezahlt wird.

Nachdruck verboten.

Die geringe Bezahlung der Frauenarbeit wird allgemein bitterlich beklagt und dies mit volstem Rechte, doch ist gewöhnlich nur die Fabrikarbeit der Frauen gemeint, während dieses große Uebel sich wie ein roter Faden durch das ganze Erwerbsleben der Frau hindurchzieht. Es ist nicht richtig, zwischen der Existenzfrage — denn um diese handelt es sich hauptsächlich — der Arbeiterin und derjenigen der Frau aus dem Mittelstande eine so scharfe Grenze zu ziehen, wie dies im Interesse einer besseren Bezahlung der Frauenarbeit gemeinlich gethan wird. Die Arbeiterinnenfrage ist ein Teil der Frauenfrage, sie gehört so ganz zu dieser, daß sie allein niemals gelöst werden kann, nur als Bestandteil der Frauenfrage kann und wird sie im Verein mit dieser gelöst werden.

Während die Arbeiterinnenfrage vornehmlich aus den schlechten Löhnen resultiert, verankert die Frauenfrage der mittleren Stände ihre Entstehung, ihr Dasein leider einem noch viel traurigeren Zustande: der häufigen Unmöglichkeit, einen Erwerb überhaupt zu finden. Die Arbeiterin kann, wenn sie will, fast immer Arbeit finden, sie ist also fast immer in der Lage, ihr Leben zu fristen, wenn auch mitunter in recht kläglich Weise. Der aus dem Mittelstande hervorgehende Frau, die meist in wohlhabendem Hause aufwächst und sich durch die Macht der Umstände plötzlich vis-à-vis de rien sieht, ist es heute sehr häufig ganz unmöglich, einen Erwerb zu finden, welcher ihr ein noch so bescheidenes Leben zusichert. Von Hause aus mit einer Bildung ausgestattet, die einzig und allein den Zweck hat, im Salon zu glänzen, ist meist auch nicht der kleinste Grundstein zur Ergreifung eines auskömmlichen Berufes gelegt; das ist der erste Stein des Anstoßes auf ihrer neuen Laufbahn. Hat sie nun aber doch noch die Energie und auch genügende Mittel oder Unterstützung, um sich zu einem bestimmten Berufe vorzubereiten, so tritt die große Frage an sie heran, welchen Beruf sie erwählen soll. Die wenigen Berufe, die den Frauen bisher erschlossen sind, erfreuen sich eines so außerordentlichen Zuspruches, daß ein Neuling, wenn nicht gerade besonders protegirt, nur in den seltensten Fällen ankommen kann. Um jedoch endlich eine Arbeit zu finden, bietet er seine Kraft bedeutend unter dem Werte an, und eben dieses zu starke Angebot ist der Kern der schlechten Bezahlung der Frauenarbeit.

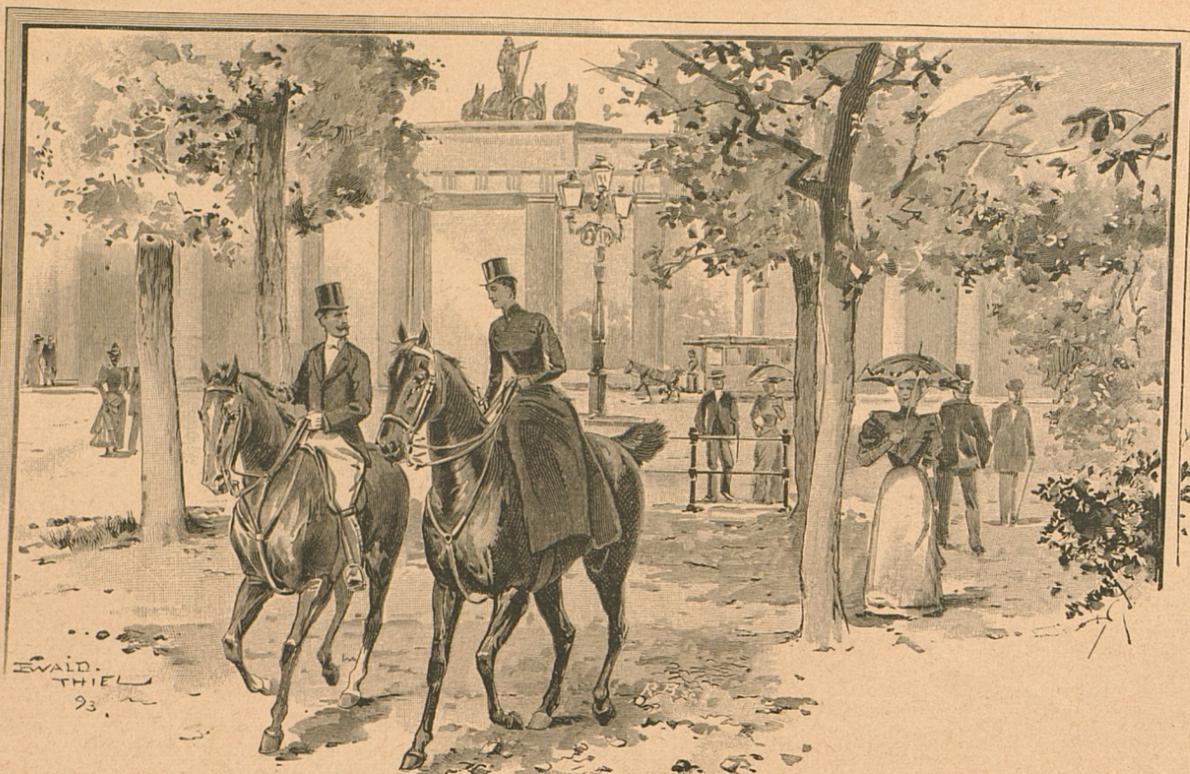
Wie es der Arbeiterin früher erging, so ergiebt es jetzt der Frau des Mittelstandes. Als die veränderte Produktionsweise die Thätigkeit der Arbeiterfrau aus der Familie in die Fabrik verlegte, d. h. als die Thätigkeit der Frau aus einer iparenden eine erwerbende wurde, da konnte sie den Wettbewerb mit den männlichen Arbeitern nur dadurch aushalten, daß sie ihre Kraft um so viel billiger feilbot. Dies allein vermochte es, den bis dahin ungenutzten weiblichen Kräften Verwendung zu bieten. Und dieselbe eiserne Notwendigkeit ist es, welche heute die Frau des Mittelstandes zwingt, ihre Arbeitskraft billig anzubieten, um überhaupt Beschäftigung und Bezahlung zu finden.

Der im Erwerbssampfe stehenden Frau des Mittelstandes wird von der einen Seite Voreingenommenheit, von der andern Konkurrenzneid entgegengebracht. Von beiden Seiten bemüht man sich nach Kräften, ihr den jeweiligen Beruf unzugänglich zu machen. Sie war beispielsweise in Deutschland noch nicht in der Lage, ihre Leistungsfähigkeit als Arztin zu beweisen. Sie ist selbst noch zu ungeschult, um den genügenden Applomb, mit dem ihre männlichen Kollegen vielfach so gut zu imponieren wissen, entwickeln zu können — was bleibt ihr da übrig, als mit Hilfe des Zauberstabes, der da heißt "Verbilligung der Arbeitskraft", hindurchzuschlüpfen? Dies ist der Grund, warum die Frauenarbeit heute meist unter ihrem Werte bezahlt wird, und hierin wird voraussichtlich nicht eher eine Aenderung eintreten, als bis dereinst alle Berufe den Frauen in gleicher Weise offen stehen wie den Männern.

Im übrigen ist es jedem Einsichtigen klar, daß die ganze Frauenarbeit gefährdet wäre, wollte man heute auf einmal die Forderung aufstellen, jede Art von Arbeit solle den Frauen in gleich hohem Maße wie den Männern bezahlt werden. Die Frauenarbeit hat sich noch lange nicht gebührend eingebürgert, um die Thatsache der größeren Wohlthätigkeit, die sich schon fast zu einem nationalökonomischen Grundfaß ausgebildet hat, plötzlich umstoßen zu können. Und ganz besonders gilt dies von der Frauenarbeit des Mittelstandes; hier muß nach und nach ein Beruf nach dem andern erobert werden, und erst wenn die Frauen sich genügend eingearbeitet haben werden, erst wenn ihre Arbeit notwendig geworden sein wird, wenn ihre Leistungen denen ihrer männlichen Berufsgenossen gleichwertig sein werden, dann erst dürfen sie dieselbe Bezahlung verlangen wie diese!

In der Arbeiterklasse hat sich ja die Frau als Arbeiterin so ziemlich schon eingebürgert, und die Befordungsfrage ist hier sehr ernst geworden. Nicht umsonst sagt Jules Simon, der französische Senator, in seinem Buche über die Arbeiterin: „S'il y a une question au monde dans laquelle il soit nécessaire de voir clair et de ne pas se payer de mots, c'est celle-ci; c'est une question de vie ou de mort." In der That macht die schlechte Befoldung ein redliches Bemühen oft unmöglich. Um hierin Besserung zu schaffen, bedarf es ganz zweifellos der Hilfe der gebildeten Frauen aus den oberen Klassen, deren sozialer Einfluß also im wohlverstandenen Interesse des Staates liegen wird. Dazu kann man aber viele unserer heutigen Frauen nicht gebrauchen, dazu gehören vielmehr Frauen, die zu erstem Leben und zu erster Arbeit, nicht aber wie so viele moderne Frauen der höheren und vielfach auch der Mittelstände, zu einem wahren Volkentumsheim erzogen sind. Das gute Herz mag ja heute überall vorhanden sein, aber es hat so selten Gelegenheit, sich zu bekunden. Begegnet man auf der Promenade einmal zufällig einem ersten Stück Glend, so ist man gewiß aufrichtig gerührt, eilt nach Hause, um Vater oder Gatten zu bitten, in diesem einen Falle zu helfen — und glaubt am Ende, eine große That vollführt zu haben. Unsere Frauen stehen eben nicht im wahren Leben, es ist eine exträumte Welt, in der sich viele von ihnen noch bewegen und aus der nicht selten, wenn das Schicksal durch den unerwarteten Verlust des Ernährers (des Vaters oder Gatten) eingreift, das Erwachen ebenso schlimm ist wie dasjenige eines Mondstüchtigen am Rande eines Abgrundes. Soll ihnen allen aber, wie auch den bereits erwerbenden Frauen geholfen werden, so müssen die Mädchen zu erster Pflicht erzogen, muß ihnen die Möglichkeit gegeben werden, sich im Leben, so gut wie der Mann, ein nütziges Amt und eine nützliche Thätigkeit zu erobern!

E. Rosevalle.



Moderner Sport.

(Mit fünf Originalzeichnungen von Ewald Thiel.)
Nachdruck verboten.

Sehr schüchtern war noch vor einigen Jahrzehnten die deutsche Damenwelt in Sachen des Sports und des Spiels, galt doch in weiten Kreisen das Heraustreten des Weibes aus dem ihm zugemessenen Gebiete für unschicklich. Als Ideal pries man Frauen, die sanft wie die Tauben, fromm wie die Lämmer, schmiegsam und schwach wie Ranken und entsagend wie die Nonnen waren. Die Romanheldinnen der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts sind so ätherische, hilflose Wesen, daß man sie geradezu umblasen könnte, wöfern sie in Fleisch und Blut vor uns erscheinen würden. Seitdem ist ein kräftiger Sturm durch die Welt gefahren, der mit vielen einfältigen Voreingenommenheiten gründlich ausgeräumt hat; ein anderes Geschlecht ist entstanden, das von praktischer Denkart, energischer Thatkraft und feurigem Streben erfüllt ist und Wert darauf legt, daß die Frau selbständig durch das Leben gehen kann, an Wissen und Können hinter dem Manne nicht zurücksteht und daß sie ihm in Wahrheit ein tüchtiger und fester Kamerad sei, der sich in allen Lebenslagen treu, zuverlässig und hilfreich erweist.

„Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper“ ist eine alte Wahrheit, die früher leider nur als Richtschnur für den Mann galt; aber jener Umschwung, der sich vollzogen, hat sie auch als Norm für das Weib hingestellt, und so hat denn ein vernünftiger Sport, dieses vortrefflichste Kräftigungsmittel für den Körper und den Geist, auch in Deutschland eine große Anzahl begeisterter Freundinnen gefunden. Die Luft in den Salons, die Causerie im Boudoir, das Faulenzen auf schwellenden Polstern erzeugen keine widerstandsfähigen Naturen und thatkräftigen Charaktere. Frische Luft, ausdauernde Bewegung, Ueberwinden von Schwierigkeiten und froher Genuß am Anblick der ewig schönen Natur bilden insgesamt den Jungbrunnen, aus welchem Körper und Geist wie neu geboren hervorgehen.

In dieser Erkenntnis sind insbesondere dem Reitsport unter den Damen zahlreiche Anhänger erwachsen. „Wer den Reiz eines flüchtigen Rittes auf leichtem Semmerpferde über die braunen, unendlichen Heidesflächen Westfalens kennt, wer den Zauber eines sonnengoldenen Frühmorgens an sich erfahren hat, an dem uns ein feuriger Trakehner auf starkem Rücken durch die taufriischen Wälder Ostpreußens trägt,“ jagt Blanka von Wobeser in ihrer „Damen-Reitinstruktion“ — „wer möchte diese Freuden je wieder freiwillig hergeben?“ Und, möchten wir hinzufügen, wer je an einer Parforcejagd beteiligt war, wer in sanftender Carriere über das grüne Feld gesprengt, Gräben, Hecken und andere Hindernisse mit kühnem Mutte genommen, wer mit dem frischen Eichenbruch geschmückt war und den herrlichen Klang des Halali gehört hat, der wird für den fesselnden Zauber auch dieses Vergnügens inniges Verständnis besitzen. Aber abgesehen von solchen Leistungen des Parforcereitens oder der hohen Schule nach spanischem oder

französischem Muster, zufrieden sind wir schon, wenn unsere Damen in tadelloser und anmutiger Haltung auf lammfrommen Pferden in Trab und Galopp über die Alleen des Tiergartens, des Praters, des Bois de Boulogne und des Hydepark zu reiten vermögen.

Alles will gelernt sein, so auch das Reiten. Sich im Quersitz links oder im Quersitz rechts auf einem feurigen Tier zu halten und Grazie zu entwickeln, das Kofs in energischer und doch eleganter Weise zu beherrschen, daß es dem leisesten Wink gehorcht, ist nicht leicht. Ja, die Damen haben es auf dem Quersitz schwerer als die Herren, welche auf die ungebührlischen Launen des Pferdes mit kräftigem Schenkeldruck einwirken können. Viele Damen der englischen Aristokratie, unter ihnen auch die Töchter des Prinzen von Wales, ziehen denn auch den Herrensitze vor. Ein entsprechendes, geschmackvolles Kostüm gestattet, diesen praktischeren Sitz einzunehmen. Bis zum 13. Jahrhundert haben Damen überhaupt nur in Art der Herren zu Pferde gesessen; erst als Anna, die Gemahlin Richards I., den Quersitz auf dem englischen Damensattel einführte, gelangte dieser in den meisten Kulturstaaten zur Herrschaft. Das hinderte aber nicht, daß unsere deutschen Damen noch im 18. Jahrhundert bei Parforcejagden dem Herrensitze den Vorzug gaben. Zu feinen Gunsten macht sich auch jetzt wieder eine Reaktion geltend, die vornehmlich in Großbritannien und Amerika ihren Boden hat, in Deutschland jedoch noch wenig beachtet wird.

Nicht mindere Freude als das Reiten gewährt das Fahren auf dem Landem. Das Radfahren hat sich im Fluge die Welt erobert. Dreirad-, Niederrad-, Hochrad- und Doppelsitz-Dreirad-Fahren steht in Blüte, als ob von ihm das Heil der Welt abhinge. Wer kann den gewaltigen Nutzen dieses Sports bestreiten? Gilt es ein rasches Ueberwinden großer Strecken, so ist ein ausdauernd getriebenes Fahrrad unübertrefflich. In die französische Armee hat man das Fahrrad schon eingeführt. Von dem Enthusiasmus der Ritter vom Stahlfuß sind auch bereits Damen ergriffen. In kleidsamer Tracht sitzen sie auf dem Landem, um über glatt chauffierte Wege zwischen Wäldern, Bergen und Wiesen schnell dahinzuziehen. Die Poesie eines solchen Reizens ist sicherlich dem Fahren in der Eisenbahn vorzuziehen. Deutsche Damen bedienen sich freilich noch wenig des Fahrrades, und selbst in dem klassischen Lande des Sports, in England, wird es von Frauen und Mädchen nur mäßig benutzt. Am so höher steht es bei den Däninnen und Schwedinnen in Gunst, wenigstens sieht man in Kopenhagen und Stockholm stets eine Menge Damen, die auf dem Fahrrad vergnügt dahinzuziehen.

Würde England das klassische Land des Sports genannt, so verdient es diesen Ehrennamen vornehmlich in Bezug auf den Rudersport und den Sport des Ballspiels. Gerübert wird in England, wo nur eine geeignete Wasserfläche sich bietet. Und die Damen nehmen kräftigen Anteil am Rudern — sie führen das Steuer und legen sich auch gewaltig in die Riemen. Selbst vor dem Besteigen eines Skiffs scheuen sie nicht zurück. Gewohnheit und Übung machen eben kühn und stärken das Selbstbewußtsein. Es giebt nichts Reizvolleres, als so ein schlank gebautes, kaum über dem Wasserspiegel emporragendes, schnell dahinschießendes Skiff, in dem wie ein buntes Tuppen die mit heller Mütze, farbig gestreifter Bluse und heller Robe bekleidete Ruderin sitzt! Dem Rudern sind auch die deutschen Damen nicht abhold. Die Oberspree bei Berlin, welche von den Skiffs, Vier-, Acht- und Zwölfriemern zahlreicher Ruderclubs belebt wird, bietet anziehende Beispiele für die Kraft und Gewandtheit, mit denen es die Freundinnen dieses Sports den Herren gleich zu thun suchen. Freilich, an den im Frühjahr stattfindenden weiten Fahrten, die in Acht- und Zwölfriemern bis auf 80 und 120 km zurückgelegt werden, nehmen Damen keinen Anteil.

Neben dem Rudersport wurde der Sport des Ballspiels als echt englisch bezeichnet. Im Ballspiel sind die Engländer das kundigste Volk der Welt. Erstaunlich ist die Zahl dieser Spiele. Die beliebtesten unter ihnen sind: Kridet, das Lawn-Tennis, das Fußballspiel und das Wandballspiel „Fives“. Kridet, Lawn-Tennis und Fußballspiel werden auf weiten, grünen Rasenplätzen gespielt, an denen England und Schottland ja so reich sind; das Wandballspiel „Fives“ hingegen in geschlossenen Räumen, in den sogenannten „Fives-Courts“. Lawn-Tennis und Fußballspiel haben auch in Deutschland begeisterte Anhänger gefunden. Lawn-Tennis ist eins der schönsten Bewegungsspiele, bei dem besonders Damen die höchste Grazie entfalten können; das Fußballspiel ist nur für Männer bestimmt.

Die Pointe des vom englischen Major Wingfield erfundenen Lawn-Tennis besteht bekanntlich darin, daß ein leichter Ball von der einen Partei über das in der Mitte des Spielplatzes aufgestellte Netz geschlagen wird, während die Gegenpartei bestrebt sein muß, den Ball nicht zur Erde kommen zu lassen — sie muß ihn aus der Luft oder nach einmaligem Aufspringen mit dem „racket“, einem Schlagnetz, das aus einem mit festem Stiel versehenen und mit starkem Geflecht ausgefüllten Reifen besteht, kräftig zurückschlagen. Meistens wird die Partie zwischen vier Spielern gespielt. Mit scharfem Blick muß der Spieler den im Fluge befindlichen Ball verfolgen, um ihn im gegebenen Moment rasch entschlossen zurückzuschlagen. Das erfordert Kaltblütigkeit, Ausdauer und ein scharfes Auge.

Bei dem Fußballspiel hat man den stramm aufgetriebenen



Ball, der aus einer mit Leder überzogenen Gummibläse besteht, mit dem Fuße fortzutreiben. Zu einer Partie gehören zwei Parteien zu je fünfzehn Mann, deren jede von einem Spielkaiser befehligt wird. An den beiden Enden des Spielplatzes sind zwei Thore aus 2 bis 3 m hohen Stangen, über welche eine Schnur gelegt ist, errichtet. Jede Partei besetzt ein Thor. Zwischen beiden Thoren wird der Ball gelegt, ein guter Spieler stößt ihn nun durch den „Kick off“, den ersten Anstoß, nach der gegnerischen Seite, daß er in hohem Bogen dahinschaut. Sieger ist die Partei, der es gelingt, den Ball über das Thor der Gegner fortzutreiben. Kraftvolle Bewegung, Schnelligkeit und Gewandtheit äußern sich bei diesem Kampfe in reichstem Maße. Prächtig sieht es aus, wenn die ganze Schar der „Stürmer“, deren Zahl bei jeder Partei neun beträgt, dem die Luft durchschneidenden Ball nachstürmt, um ihn mit kräftigen Fußtritten weiter zu treiben, daß er endlich über das feindliche Thor dahinfliegt. Ein solches Spiel kräftigt die Beinmuskeln und die Lungen. Freude und Stolz blitzten aus den Augen der Sieger. Auch das Materische



kommt zu seinem Recht durch das lebendige Getümmel und die bunten Flanellhemden, welche die Spieler tragen.

Noch vieles Bemerkenswerte und Fesselnde ließe sich aus der Welt des Sports und des Spiels mitteilen, aber das Vorstehende möge genügen. Mit Genugthuung sei nur nochmals hervorgehoben, daß die deutsche Frau regeren Anteil als in früherer Zeit an Sport und Spiel nimmt. Soll unsere Zeit ihre Aufgabe erfüllen, so bedarf sie eines kräftigen, energiegelichen, charakterfesten Geschlechts, und dieses erwächst, wo die Leibesübung, die Liebe zur Natur und die frische Bewegung im Schwange sind.
Georg Busj.

Ein Stellengesuch.

Leider nach dem Leben von E. Eiß-Blanc.

Nachdruck verboten.

„Suche für die Nachmittage ein gebildetes Fräulein mit bescheidenen Ansprüchen zur Beaufsichtigung meiner beiden Töchter im Alter von 12 und 14 Jahren. Kenntnis der englischen und französischen Sprache Bedingung. Musikalische Damen werden bevorzugt. Meldezeit: 12—2 Uhr mittags. Frau Konsul Lorenz, Villenstraße 1.“

„Mutterchen, das wäre vielleicht etwas für mich?“ Käthe Berndt läßt das Zeitungsblatt sinken, aus dem sie die Anzeige laut vorgelesen, und heftet ihre ernstesten Augen mit einem Ausdruck zögernder Hoffnung auf die blasse Frau gegenüber.

„Wie du meinst, Käthchen, vielleicht. Immer diese von anderen vorausgesetzten, bescheidenen Ansprüchen“ und demungeachtet die vielseitigsten Anforderungen. Gebildet und musikalisch sein, englisch und französisch sprechen, und alles — halb umsonst!“ seufzt Frau Hauptmann Berndt mutlos. Diese Bitterkeit klingt aus den Worten.

Sie seufzt immer — es ist ihr zur zweiten Natur geworden in dem fortwährenden, aufreibenden Kampf ums tägliche Leben. Der Kummer begann mit dem Tod ihres Mannes und hörte nicht wieder auf.

Die Geldsorge, die gemeine, herzzerreißende Nahrungs-sorge ist die kinderreiche Mutter. Sie gebiert täglich neue Enttäuschungen, neue Demütigungen für ein stolzes, feinfühlerndes Gemüt, und ihre Erfindungsgabe in Menschenquälerei ist unerlöschlich.

Die Witwe kam seelisch und geistig nicht mehr zu innerem Frieden, sie wurde verbittert, gereizt, haderte mit Gott und der Welt und mit ihrer Tochter Käthe, die — obwohl stumm — nicht minder litt, als die nervöse Mutter. Die knappe Pension ging fast auf für die Erziehung der jüngeren Geschwister, wovon sich nähren und kleiden? Man nahm eine kleine Wohnung, begnügte sich mit einer Aufwärterin, verkaufte die überflüssigen Möbel und behielt nur das Einfachste zum täglichen Gebrauch — aber selbst diese Opfer halfen nur vorübergehend. Was thun? Wie die trostlose Lage verbessern? Die Mutter wollte Pensionäre nehmen. Unter fortgesetztem, täglich sich erneuerndem Wehklagen: „daß sie sich im Alter für fremde Leute plagen müßte, ja, wer das gedacht hätte in ihrer sorglosen, glücklichen Jugend“ — reifte der Entschluß. Aber er kam nicht zur Ausführung. Frau Berndt fing an zu kränkeln; die aufreibenden Sorgen erschöpften ihre Kräfte, die eine kärgliche Kost nicht wieder zu ergänzen vermochte.

Es war ein Glend! Die tiefstühlende, weichherzige Käthe litt namenlos. Ihre Jugend war vor der Zeit vorüber. Wer einmal der graufamen Lebensnot Auge in Auge gegenübergestanden wie einem erbarmungslosen Gegner, der wird nie wieder jung — ihr Antlitz wirkt wie das der Medusa.

Käthe, eine aktive Natur, hatte nur einen heißen Wunsch: helfen, nützen! Aber wie? Diese Frage tritt an das Weib viel drohender heran, als an den Mann. Ihm stehen tausend Wege offen, für seine Kraft hat er ein großes Arbeitsfeld — vor der Frau hingegen türmt sich, dank den herrschenden Verhältnissen, die chinesische Mauer des Vorurteils auf und umschließt die meisten, die besten Berufe. Jene wenigen, die ihr offen stehen, leiden an einer Ueberfüllung ohne Gleichen. Zu viel Angebot — zu wenig Nachfrage! Und aus diesem Mißverhältnis schöpft das alte Teufelspruchwort: „Der anderen Not ist mein Nutzen“ täglich neue Kräfte.

Arme Käthe! Wie mancher Groschen für Zeitungsannoncen war durch Darben erspart und umsonst verausgabt worden; wie unverdrossen war sie als Bittende, Dienende zu fremden Menschen nach ausgeschriebenen Stellen gegangen. Alles vergeblich. Die Zahl der jungen Damen aus guter Familie, die englisch und französisch sprechen und nebenbei musikalisch sind, denen ihre Bildung zum Broterwerb dienen muß, ist erschreckend groß.

Die Hauptmannstochter war eine willensstarke, kernige

Natur. Sie hoffte unverdrossen weiter; siegreich überwand sie den bitteren Rückschlag jeder neuen Enttäuschung und fand noch Kraft, die Mutter zu trösten. Frau Berndt war so reizbar, so schmerz-wund, daß sie bei jedem Geräusch, jedem Klingeln zusammenfuhr in beständiger Angst vor etwas Entsetzlichem — sie hatte das Hoffen verlernt und übertrieb das Fürchten.

Die jüngeren Kinder brauchten Kleider und neue Schuhe; der Winter stand vor der Thür, der böse Winter mit seinem Licht- und Wärmemangel. Petroleum und Kohlen waren teuer. Dann der Mietzins, große Ausgaben und kleine Einnahmen — zum Verzweifeln! Käthe rechnete, sparte und grübelte. „Stärkende Weine“ hatte der Arzt der Mutter empfohlen und „Ruhe, Vermeiden jeglicher Erregung“ — solche Verordnungen sind zum Weinen komisch für unbemittelte, sorgengequälte Menschen. Das Mädchen schluchzte heimlich des Nachts, ihr Gesicht ins Deckbett gedrückt, als die anderen schliefen. Hätte sie nur eine Mark täglich mehr zur Verfügung! Wenn sie nur so viel dazu verdienen könnte, um der Mutter willen! Selber leiden ist leicht, im Verhältnis zu der Dual, jene leiden zu sehen, die man am meisten liebt auf der Welt, ohne ihnen helfen zu können.

Käthe schneidet sich die Anzeige von Frau Konsul Lorenz aus der Zeitung, ordnet den kleinen Haushalt, kleidet sich einfach, aber sorgfältig an und macht sich auf den Weg.

Die Villenstraße ist weit in der Vorstadt. Ein kalter Wind zaust an allem Beweglichen herum, wo er vorüberweht, und reißt die ersten gelben Blätter von den Bäumen. Es regnet. Die Straßen sind leer, die Pferdebahnen voll. Käthe wirft einen verlangenden Blick auf die gemüthlichen Glaswagen, in denen der Platz fünfzehn Pfennig kostet. Fünfzehn Pfennig — repräsentiert den Wert von fünf Frühstücksemmeln; nein, die konnte sie nicht verschleudern! Schnellen Schrittes setzt sie ihren Weg fort.

Vor einem großen, eleganten Privathaus steht sie endlich still. Jemand eine nahe Turmglocke schlägt zwölf Uhr. Gott sei Dank! Noch können andere Bewerberinnen kaum dagewesen sein. Käthe wirft einen prüfenden Blick auf die stattliche Villa mit Spiegelscheiben, Vorgarten, kunstvoll gearbeitetem Eisengitter. „Konsul Lorenz“ steht auf dem sauber geputzten, glänzend gelben Messingchild — eine respektable Visitenkarte.

Fräulein Berndt schließt ihren Regenschirm, öffnet das Thor und geht einen mosaikbelegten Pfad nach dem Hause. Sie klingelt.

Ein Diener öffnet geräuschlos die mächtigen Glashüren. Im Flur brennt im großen Glutofen ein rotes Feuer und durchwärmt die nasskalte Luft. Während der Diener geht, sie zu melden, sieht sich Käthe um: Teppiche, hohe Eichen-

thüren, altdeutsche Ampel — alles behaglich, voller Komfort, der die raue Außenwelt des Lebens weich bemäntelt. „Reiche Leute“, denkt sie, „wenn uns das Glück nur einmal wieder lächelte und ich ihnen gefiele; sie bezahlen gewiß vorzüglich, und ich würde nach besten Kräften dienen.“

„Bitte, Fräulein, hier herein.“ Der Diener öffnet eine Thür. Das junge Mädchen tritt ein.

Ein Salon, der sich vollkommen seines Zweckes bewußt ist, Geschmack und Vermögen seines Besitzers zu repräsentieren. Bunte, mit phantastischen Seidenbögen bestickte Stores, Smyrna-teppich, Plüschgardinen und Portieren, weiche Möbel, Bronzen, Delbilder, Meißener Porzellan — alles kostbar, vom Besten, an nichts gespart.

Zu tiefem Sessel vorn Kamin sitzt die Frau dieses Hauses: eine ältere Dame, jugendlich gekleidet, etwas kolossal in den Formen. Alles an ihr ist groß, bis auf die sehr kleinen, blond bewimperten, hellen Augen, die dem jungen Mädchen prüfend entgegensehen.

Käthe tritt ruhig grüßend näher mit jenem Gemisch von Bescheidenheit und Würde, welches die gebildete, junge Dame verrät, trotz des einfachen, dunkelgrün aufgefärbten Kleides, das, obwohl tabellos sauber, hier und da blanke Stellen hat, weil es viel getragen wird. „Ich komme wegen der Zeitungs-annonce, gnädige Frau.“

Die Dame richtet sich etwas aus ihrer bequemen Stellung auf und legt ein Buch aus der Hand, in dem sie vorher gelesen. „Sehr wohl, mein Fräulein, bitte, nehmen Sie Platz. Also Sie sprechen englisch und französisch, nicht wahr?“ Käthe nickt. „Sind Sie auch musikalisch, d. h. spielen Sie Klavier?“

„Ja wohl, gnädige Frau; ich habe früher auf dem Konservatorium Unterricht gehabt.“

„Also gründlich vorgebildet! Das freut mich. Meine beiden Töchter Frau Konsul Lorenz dreht während des Sprechens unausgesetzt an den kostbaren Ringen ihrer linken Hand haben bei dem berühmten Pianisten Walter Musikunterricht. Er verlangt sehr viel, und ich möchte, daß Sie mit



ihnen vorübten und vierhändig spielten. Die Stellung ist sehr leicht. Vili und Erna sind selten liebenswürdige Kinder."

Leißes Kichern im Nebenzimmer hinter der Thür. Offenbar horchen die beiden „selten liebenswürdigen Kinder“ und sehen durchs Schlüßelloch.

„Ihre ganze Aufgabe bestände darin, mit meinen Töchtern bei gutem Wetter eine Stunde spazieren zu gehen, bei schlechtem im Zimmer zu handarbeiten; eine Stunde Klavier zu üben, eine weitere mit ihnen heiter zu spielen — ich liebe es, wenn die Mädchen recht fröhlich sind — und im übrigen die Schularbeiten zu überwachen und nachzusehen. Sie würden abwechselnd einen Tag englisch, den andern französisch mit ihnen zu sprechen haben.“ Käthe hat bis dahin schweigend zugehört. „Und nun, liebes Fräulein, erlaube ich mir die Frage nach Ihren Familienverhältnissen. Sie gefallen mir soweit, aber man möchte gern Näheres wissen, wenn man seine Kinder anvertraut, sein Liebste, (mit Pathos) besonders, wenn man, wie ich, den Hauptwert auf die weibliche Gemütsbildung legt. (belehrend) Das Gemüt, liebes Fräulein, ist die Hauptsache, es kann nicht sorgfältig genug gepflegt werden bei uns Frauen.“

Das junge Mädchen bittet der Dame schweigend eine bis dahin gefühlte Voreingenommenheit ab, und mit leichtem Errotzen erzählt sie der Fremden ihre Verhältnisse. Thränen verschleiern die Augen, klingen durch die Stimme, als sie des Todes ihres Vaters gedenkt.

Frau Konsul Lorenz hört neugierig zu. Ohne Zweifel, das Fräulein ist aus guter Familie; welcher Vorteil für Vili und Erna, die den Brüdern lauter Tollheiten nachmachen. Von ihr werden sie gute Manieren lernen. Offiziersfamilien haben ein Patent auf tadellose Umgangsformen — Frau Lorenz hat großen Respekt vorm Militär, vom Lieutenant an aufwärts. Sie nickt noch einige Grade freundlicher, als Käthe schweigt: „Ich glaube, liebes Fräulein, wir werden einig werden. Sie hätten also etwa vier Stunden täglich hier zu sein, von nachmittags 2—6 Uhr. (Dankebares Entzücken erwärmt dem Mädchen das Herz; was wird die Mutter sagen!) Und nun, wegen des Gehaltes.“

Käthe sieht verlegen zu Boden, die Geldfrage ist ihr so wichtig, wie sie ihr peinlich ist; eine Art falscher Scham, bei denen, die nicht gewohnt sind, um Geld zu arbeiten.

„Ich gedenke,“ fährt sie etwas fettige Stimme der Hausfrau unbeirrt fort, „Ihnen so viel zu geben, wie Ihrer Vorgängerin: 25 Mark monatlich.“

Fünfundzwanzig Mark und vier Stunden täglich! Das junge Mädchen glaubt nicht recht gehört zu haben; der Preis blieb hinter ihren bescheidensten Erwartungen zurück.

„Ich meine, Sie können damit zufrieden sein,“ sagt Frau Konsul schärferen Tones, als sie bis jetzt gesprochen hat.

Käthe hebt den Kopf und sieht mit ihren klaren, verständigen Augen der reichen Frau offen ins Gesicht. „Gnädige Frau, da kommt auf die Stunde etwa zwanzig Pfennig,“ erwidert sie freimütig. „Außerdem wohne ich sehr weit und verlaufe fast fünf Viertelstunden meiner Zeit.“

„So fahren Sie doch Pferdebahn.“ Frau Konsul Lorenz wirft hochmütig den Kopf zurück — Unbescheidenheit kann sie nicht leiden.

„Das würde den mir vorgeschlagenen Gehalt noch mehr verringern.“ Käthes Ton ist fest, aber bescheiden.

„Ich bitte Sie, Fräulein, (mit überlegenem Achselzucken) wir können Ihre Wege doch unmöglich eine andere, nähere Wohnung beziehen. Ich habe mir diesen Satz gesetzt, der außerdem der allgemein übliche ist. Meine Kinder besuchen ein teures Institut, haben kostspielige Musikstunden, ihre Erziehung verschlingt eine ansehnliche Summe —“ Da wird die Thür des Nebenimmers aufgerissen, ein blonder Mädchenkopf sieht blühschnell herein und fährt ebenso rasch zurück.

„Vili!“ ruft die Mutter strafend. Ein Kichern antwortet, aber niemand zeigt sich.

Durch die offen gebliebene Thür sieht man hinein in einen großen, gotisch möblierten Eßsaal; die Tafel ist gedeckt, silberne Aufsätze, Fruchtsthalen, vor jedem Teller ein kleines Bataillon Weingläser aller Größen. Haus Lorenz ist berühmt seiner Weine wegen, und die Wirte sind stolz darauf.

„Wir haben um fünf Uhr ein Diner,“ sagt die Dame erläuternd, „Kinder sind nie wilder als vor solchen Festen. Aber, was ich sagen wollte, Fräulein —“ Frau Konsul erhebt sich steif — „Sie scheinen mit dem vorgeschlagenen Preis nicht zufrieden zu sein. Vor Ihnen waren bereits einige Damen hier, die sich durchaus damit einverstanden erklärten. Ich kann täglich, freundlich Kräfte finden, die sich glücklich schätzen würden, unter solchen Bedingungen in mein Haus zu kommen.“

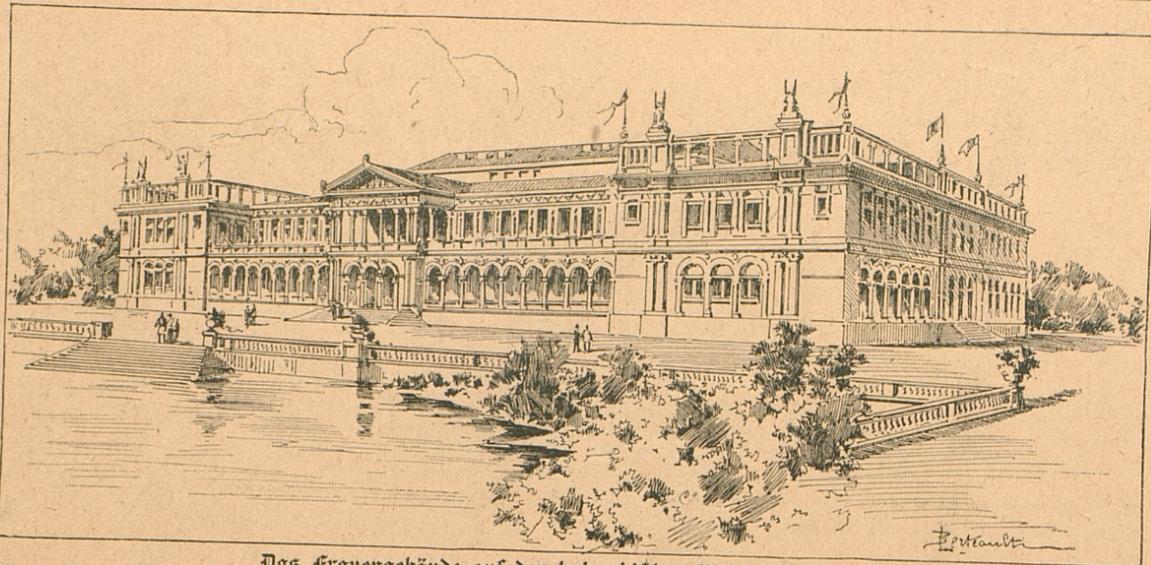
Käthe hängt den Kopf; ihr Gerechtigkeitsgefühl empört sich. Ringsum Glanz und Luxus, die ausgefeilteste Behaglichkeit fürs eigne Wohlleben — um Ersparnisse zu erwerben, dazu ist ja die Not der anderen da. Und diese Frau spricht vom „weiblichen Gemüt!“

„Es sind wieder zwei Fräulein da wegen der Annonce, gnädige Frau,“ meldet der Diener.

„Führen Sie sie herein,“ befiehlt die Herrin des Hauses kurz. Ein Handbewegung, ein steifes, hochmütiges Kopfnicken — Käthe ist entlassen.

Im Flur hätte sie fast ein Lohndiener umgerannt, der zwei schmutzige, spinnweben-überzogene Weinflaschen in den Händen trägt, mit zärtlicher Vorsicht, wie zwei Schmetterlinge, denen der kostbare Blütenstaub von den Flügeln fallen könnte. Er brummt unhöflich hinter dem jungen Mädchen her, aber sie hört ihn nicht. Sie lacht vor sich hin, das leise, bittere Lachen der Menschenverachtung.

Vor dem Gitter trifft sie mit einem ärmlich gekleideten Fräulein zusammen, von welcher sie mit mißtrauischem, unfreundlichem Blick gemustert wird. Offenbar wieder eine Bewerberin! — Ja, Frau Konsul Lorenz hat recht: täglich, stündlich treibt ihr der große Strom der sozialen Not freie Kräfte zu, die für jeden Preis arbeiten! Wer ist zum größten Teil daran schuld, daß Frauenarbeit — geistige wie mechanische — so schlecht gelohnt, so grausam entwertet wird? Jene begüterten Milchwebern, deren Grundsatz lautet: „Eure Not ist unser Nutzen.“ Man lese aufmerksam die Zeitungsannoncen, in denen „gebildete Damen als Stütze der Hausfrau, zur Beaufsichtigung von Kindern“ u. s. w. gesucht werden; welche Fülle von Anforderungen an die Bewerberinnen, und wie gering der in Aussicht gestellte Lohn! Es war nicht in Bezug auf das „weibliche Gemüt“, daß Christus sagte: „Selig ist, wer nicht siehet und doch glaubet!“ Beweiset!



Das Frauengebäude auf der kolumbischen Weltausstellung.

Briefe von der Weltausstellung in Chicago.

Nachdruck verboten.

III.

Von allen modernen Frauen hat bekanntlich die Amerikanerin die beneidenswerteste Stellung innerhalb der Gesellschaft. Wäre Bruder Jonathan nur ein wenig poetischer, musikalischer und kriegerischer, so könnte man im Lande des Dollars vielleicht noch einmal das Aufleben mittelalterlichen Frauenendienstes erwarten. Da er indes meist durch das Fischen genannter Dollars genugsam in Anspruch genommen ist — auch um den materiellen, gar nicht kleinen Bedürfnissen der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes zu genügen — so haben es die Frauen auf sich nehmen müssen, alles, was schön und freundlich und erquicklich ist, zu pflegen. Es ist, als habe die Natur so schöne Bestrebungen belohnen wollen, denn nirgend dürfte sein als in Amerika. Ich werde für diese keckerische Aeußerung vor meinen Leserinnen wahrscheinlich nur dann einige Nachsicht erhalten, wenn ich sie begründe.

Weit mehr als „die Deutsche“ stellt „die Amerikanerin“ einen besonderen Typus dar, durch welchen sie sich von der eingewanderten Irin, Italienerin, Französin oder Deutschen klar unterscheidet. Sie hat weniger Milchblut in sich, während selbst in unseren besten Kreisen germanisches und slavisches, ja romantisches und semitisches Blut eine ungemaine Vielgestaltigkeit hervorbringt. Jene Rassenmerkmale sind ein schlanker, fast stets etwas zu herber Wuchs, zarte weiße Haut mit blühendem Zerkarat, ein langes Oval des Gesichtes mit ebenmäßigen, groß und edelgeformten Zügen. Besonders sind die Augenbögen mit den Brauen von klassischer Schönheit, die Augen selbst groß, weit geöffnet und strahlend. Allerdings fällt Kurzsichtigkeit häufig auf; aber vielleicht nur, weil man bei uns sich schwerer zum Gebrauch von Brillen oder Zwickern entschließt. Das Haar ist lüppig, häufig großgelockt, überwiegend blond, zumal es — gern so gefärbt wird; die Zäpfel sind eher groß als klein, unheimlich oft allerdings über und über mit Goldplomben bedeckt, vielleicht eine Folge des übermäßigen Genusses von Eis und Süßigkeiten. Hände und Füße, besonders letztere, sind verhältnismäßig groß; der Fuß der Chicagoer Damen ist eine Zielscheibe amerikanischer Wipes. Aber die Form ist stets aristokratisch, schlank und fein, der Fuß auffallend hoch im Spann.

Alle diese Rassenmerkmale, etwa mit Ausnahme der köstlichen Augenpartie, bedingen noch nicht besondere Schönheit, ja, die Schattenseiten fehlen nicht, wie meine Indiskretionen zeigen. Aber sie fügen sich zur Schönheit dadurch zusammen, daß zwei andere Eigenschaften ihnen ihren Stempel aufdrücken: Gesundheit und Freiheit, geistige Freiheit, die Früchte amerikanischer Erziehung. Tüchtiges Turnen und Spielen im Freien geben der Amerikanerin die Frische des ganzen Körpers, den leichten Gang, die ungezwungene und selbstbewußte Haltung; und die Stellung, welche man ihr in der Gesellschaft einräumt, die ihr innere Selbstsicherheit, Zielbewußtheit und vernünftiges Persönlichkeitsgefühl geben, prägt sich in dem prachtvollen Bild, der Kühn, fröhlich, beobachtend, geistig und frei, doch niemals herausfordernd aus braunen wie blauen Augen strahlt, deutlich aus.

Es ist selbstverständlich, daß Charaktere solcher Art sich vortrefflich in Scene zu setzen verstehen. Die Amerikanerin putzt sich gern, und sie weiß es mit Geschick und Eigenart zu thun. Anfangs scheint uns die Kühnheit ihrer Farbewahl, ihre Lust am Auffallenden etwas befremdlich. Sobald wir aber erst unsern heimischen Pöppel von allerlei Herkömmlichkeiten und Rücksichtchen abgelegt haben und beginnen, uns selbst wie die Amerikanerin am freien Flattern der Vögel zu erfreuen, müssen wir zugeben, daß jene recht gehandelt hat. Ihre von aller beauté du diable so fernem Züge vertragen als Ergänzung zu deren, ich möchte fast sagen „Monumentalität“ sehr wohl etwas Lebhaftes. Und läßt man das überhaupt einmal gelten, so ist zuzugeben, daß es mit großem Geschmack ausgewählt ist.

Von diesem bewußten Geschmack zeigen namentlich die Hüte. Man bemerkt kaum unsere jetzt modernen, zum bloßen Symbol verflüchtigten Blumen- und Spitzentuffs; riesige Gebilde mit breitesten Krempe lassen die Reize des amerikanischen Kopftypus am besten zur Geltung kommen, und so bleibt man drüben bei der Mode von vor drei Jahren, während man im Kleide die modernste Faltensülle mit Vergnügen zur Hilfe ruft, um der etwas flachen Figur etwas lebhaftere Umrisse zu geben. Auch fällt es keiner Amerikanerin ein, ihren Fuß durch „englische“ Schuhe noch zu vergrößern und zu verunstalten, oder sich Handschuhe aufzuzwängen, deren Finger nur zwei Glieder der naturgegebenen aufnehmen können.

Daß die Industrie diesen Anschauungen und Anforderungen trefflich zu entsprechen versteht, zeigt sich im Industriegebäude,

trotzdem man in der ungeheuren Halle an den verschiedensten Stellen nachsuchen muß. Zwar hat an Kostümen Frankreich seine alte, erste Stellung behauptet und wahre Feenmärchen in Sammet, Seide und Pelz ausgestellt, bei denen fast überall Perlenbesätze reichster Art den Hauptschmuck bilden. (Die deutsche Konfektion blieb ganz unverletzt.) Auch in Bezug auf Stoffe überrufen die französischen, namentlich die kostbare Sammlung Lyoner Fabrikate noch unsere, nicht ganz so günstig angeordneten und vielleicht nur deshalb nicht so hervorragenden Genebe. Doch zeigt sich Amerika den älteren Konkurrenten nur wenig nachstehend, ganz abgesehen von seinen selbständigen Versuchen hygienischer Bekleidung; daß es an Luxus beider mindestens ebenbürtig ist, beweisen u. a. auffallend kostbare und ebenso praktische Korsetts und Weißwaren.

Weniger gut sind die stets etwas prozigen und nur durch die Kostbarkeit der Steine wirkenden amerikanischen Schmuckstücke. Hier hat Deutschland durch reizvollste Formen sogar über Frankreich und England gesiegt.

In Handschuhen zeigen sich Frankreich, Schweden und die Schweiz etwa auf gleicher Höhe. Den Schuhwaren ist ein eigenes großes Gebäude gewidmet, in dem fast nur amerikanische Firmen vertreten sind. Diese Firmen aber zeigen ebenfalls, daß Luxus und Geschmack in Amerika die höchsten Anforderungen befriedigt finden; sind doch unter den durchweg mit sehr hohem Absatz à la Louis XV. versehenen Gesellschaftsstiefeln mehrfach solche, deren Knöpfe aus Brillanten bestehen; Straßenschuhwerk verbindet die Rücksicht auf Bequemlichkeit mit trefflichem Sitz und solider Herstellung, selbst Wiener und Pariser Fabrikat überflügelt.

Bei der Dankbarkeit nun, welche Bruder Jonathan für so viel angenehme Eigenschaften seiner Landsmänninnen hegen muß, ist es begreiflich, daß man den Frauen auf der Ausstellung ganz besonders entgegenkam. Nicht nur durch Damenräume mit bequemsten Ruhebetten in allen Repräsentationsgebäuden und Anstellung netter junger Leute — zum großen Theil Studenten, die sich, hono soit qui mal y pense, ihre Studiengelder damit verdienen — zum Schieben der zahllosen Rollstühle, auf denen sich auch die gesündesten Damen durch das weite Ausstellungsgebiet fahren lassen, ganz kameradschaftlich mit ihren Führern plaudernd. Der gar nicht mehr zu verkennende Ernst der modernen Frauenbewegung hat auch dazu geführt, den Erzeugnissen weiblichen Schaffens jeder Art ein eigenes Gebäude zu errichten.

An einem der schönsten Plätze erhebt sich das Frauengebäude: ein weißer Renaissancepalast, einerseits nach dem ungeheuren Gebiet der mehr jahrmärktenmäßigen Schaustellungen in der „Midway-Plaisance“, andererseits nach dem künstlichen See mit der entzückenden „Roseninsel“ blickend. Auch der Bau selbst ist von einer Dame entworfen, von Miß Sophia G. Hayden aus Boston. Bei aller Höflichkeit kann man aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Architektur sich hier als ein Feld erwiesen hat, das weiblicher Pflege einstweilen noch harnackigen Widerstand leistet. Sowohl im ganzen Wurf wie in den Einzelheiten mangelt es an rechter Freiheit; die Formen sind flau und ungelent, und das Innere leidet fast in sämtlichen, um einen großen glasbedeckten Hof gruppierten Sälen recht empfindlich unter Lichtmangel.

Dieses Innere bietet des Interessanten eine große Menge. Das Beste und Vorzüglichste betrifft weibliche Handarbeiten und das Erziehungsweesen, Sphären, in denen die Frau stets zu Hause war. Aber zu einer weitergehenden Frauenbewegung, der ich, besonders in Bezug auf medizinisches Studium, persönlich sehr geneigt bin, wird hier leider schwerlich ein Zweifler bekehrt werden. Das liegt indes nicht an der weiblichen Thätigkeit, sondern wohl an der Schiefe des Bildes, das mehr oder weniger, wenn man ehrlich sein will, jede Ausstellung giebt. Und auch hier ist gesündigt, am augenfälligsten in der Kunstabteilung.

Die Gemälde und Skulpturen, die den großen Mittelhof einnehmen, sind so durchaus zweiten und dritten Ranges, daß man gleich von vornherein die Stimmung verliert. Das kommt daher, daß die besten Künstlerinnen doch lieber den Kampf mit dem stärkeren Geschlecht aufgenommen und im großen Kunstpalast ausgestellt haben. So hat Frau Vilma Parlagh nur ihr weniger gutes Selbstporträt im Frauenpalast, ihr vorzügliches Kossuth-Bildnis dagegen in der deutschen Kunstabteilung aufgehängt lassen. Miß Mac-Monnies die sich im Kunstpalast als ganz hervorragende Freilichtmalerin zeigt, hat die Wände der Vorhalle im Frauengebäude mit ziemlich dürftigen und stüchtigen symbolischen Bildern besetzt. Das Interessanteste ist noch ein phantastischer Reliefkopf in Marmor, von — Sarah Bernhard und — wer weiß, wer ihr dabei geholfen! Nennt man noch das vorzügliche Bild „Palast Pezzone“ von Miß Montalba und die von der Berliner Jubiläumsausstellung bekannten Bilder der Spanierin Vanuolos, der Russin Waskirgess und der Deutschen Luise Abbema und Hermine von Preuschen, so ist nichts Hervorragendes übergegangen.

Weit erfreulicher sind dagegen die ausgestellten kunstgewerblichen Leistungen, allen voran die Stickereien und Spitzen. Schier Unübersehbares ist hier angehäuft, von den eigentümlichen reliefartigen Goldstickereien Siam's und den merkwürdigen, aus Muscheln, Gräten und Filigran hergestellten Schmuckarbeiten der Kapkolonie bis zur kostbarsten französischen Goldstickerei, von den einfachen, doch eigenartigsten Nadelwerken Norwegens und Irlands bis zu den klassischen „Siebmacher“-Mustern. Ganz auffallend schöne Stickereien aller Art, vielfach maurische Motive verwendend, hat Spanien ausgestellt; die überaus reiche österreichische Sammlung ist ebenfalls muster-giltig.

Deutschland hat eigentlich nicht seine volle Leistungsfähigkeit gezeigt; man sieht in Berlin geschmackvollere Arbeiten als in den besonders ungünstig gelegenen Sälen unserer Chicagoer Abteilung. Aufsehen erregen indessen die Stickereien von Frau Witwe Krüger aus Hamburg, die eine neue, geradezu blendende Technik zeigen: lustige Goldfäden überspinnen ganz lose einen wie Perlmutter glänzenden Untergrund von bemalter Seide. In dieser Ausföhrung sind Goldfasanen und Pfauen auf schwarzem Grunde mit bewundernswerten Naturtreue dargestellt. In Spitzen leisten Irland, Brüssel, Florenz, Spanien und Sachsen, jedes in seiner Besonderheit gleich viel.

Die Amerikanerinnen scheinen mit besonderer Vorliebe die Porzellanmalerei zu pflegen, ohne daß sie eigentlich über einen liebenswürdigen und recht achtbaren Dilettantismus weit hinauskommen; dagegen hat Frankreich Mühe, ihnen in Bezug auf höhere Schneiderkunst voranzubleiben. Es zeigt vielleicht nur durch eine Reihe allerliebster Puppen, welche in geschichtlicher Treue die Haupttrachtentypen aus drei Jahrhunderten wiedergeben. Auch einen reichen Rokoko Salon hat Frankreich ausgestellt, dessen Gobelins, Möbel, Kronleuchter durchweg von weiblicher Hand herrühren — sollen, jedenfalls aber von weiblichen Firmen ausgestellt sein.

Das weite Gebiet anderer Handarbeiten, Häkeleien, Kerbschnitt- und Lederarbeiten, Haar-, Filigran-, japanische Vack-, Porzellan- und Seidengegenstände u. dgl. m. ist zu unerschöpflich und doch wieder nicht allgemein fesselnd genug, um es genauer zu beschreiben.

Auf dem Gebiete des Erziehungswesens steht Deutschland ganz zweifellos obenan und beweist damit, daß es ohne lärmende Agitation doch vielleicht in der Frauenbewegung eine erste Stelle einnimmt. Freilich, in Amerika wird mehrerlei gelehrt und gelernt. Die Damen zeichnen da auch griechische Säulenordnungen — lehren wie unsere Handwerkslehren Schüler; sie treiben „Philosophie, Jurisprudenz und Medizin und leider auch Theologie“. Das „Leider“ verschuldet nur der Faust; denn ich habe z. B. die Bekanntheit eines ungemein sympathischen weiblichen „Reverend“ gemacht. Aber mir will's scheinen, als ob wir unsere Gebiete doch gründlicher beackerten. So wenig glänzend und umfangreich die Ausstellungen unserer Frauenbildungsschulen, namentlich von Berlin, Breslau und Reutlingen, auf den ersten Blick wirken, so trefflich systematisch und naturgemäß zeigen sie sich bei näherem Studium. Obenan steht, namentlich nach künstlerischer Seite, der Letztere; die größte Beachtung finden aber auch die durch prächtige Modelle veranschaulichten Wohlfahrtseinrichtungen von Lina Morgenstern.

Füge ich noch „zum Guten den Glanz und den Schimmer“, indem ich die vielen Bildnisse schöner und berühmter Frauen aller Zeiten — in der deutschen Abteilung z. B. eine Vereinerung von Photographien aller Damen, die musikalisch hervortragen — erwähne, so habe ich nichts Wesentliches unterdrückt. Und wenn ich von den vielfachen Frauentongriffen mit langen Reden und Damen in „Reformtracht“, welche in den hübsch ausgestatteten oberen Sälen stattfanden, schweige, so thue ich's aus — Interesse an der Frauenbewegung. An der Arbeit, nicht an den Reden bemerkt man, daß die Frauen jetzt in der Welt mehr und mehr zu einer ihrer würdigen Stellung gelangen! Und wenn ich ihnen einen Wunsch aussprechen darf, so ist es der: erringt die gesellschaftliche Freiheit und Heiterkeit der amerikanischen, den Ernst und Fleiß der deutschen Frau, so wird euch alles andere von selbst zufallen! Fehlte doch schon jetzt der Feenwelt am Michigansee ein Hauptreiz, wenn die Frauen in ihrer Schönheit und in ihrem Wirken ferngeblieben wären. Hans Schliepmann.

Empfangstoiletten.

(Hierzu die Abb. auf dem Titelblatt, S. 359.)

Reiche Plissés und Volantgarnituren aus den verschiedenartigsten Stoffen bilden noch immer, wie auch unsere heutigen Abbildungen zeigen, in der überaus mannigfaltigen Art ihrer Verwendung eine ebenso beliebte wie hübsche Ausstattung an Kostümen. Sehr elegant und vornehm wirkt die in Fig. 1 dargestellte, besonders für junge Frauen geeignete Empfangstoilette aus perlgrauem Kreppstoff, deren leicht schleppender Rock an der einen Seite mit einem Plissévolant aus Seidengaze, sowie mit einer in schwarzem Sammet ausgeführten Applikationsstickerei garniert ist, welche sich auch am unteren Rande des Rockes fortsetzt. Die von einem faltigen Gürtel umschlossene Brusttaile zieren kurze, mit Applikationsstickerei überdeckte Ärmelchen, sowie eine den Kragen erziehende breite Frisur aus plissierter Gaze; gleiche Frisuren bilden, wie ersichtlich, die Garnitur der halblangen, bauschigen Ärmel aus Kreppstoff.

Für das Kleidame jugendliche Kostüm Fig. 2, welches auch als Konzert- oder Theatertoilette sehr geeignet erscheint, sind altrosa Popeline, sowie gleichfarbige glatte und gestickte Seidengaze verwendet. Aus ersterem Stoff besteht der glockenförmige, mit drei schmalen Volants aus glatter Seidengaze garnierte Rock, sowie die schlichte Taille, deren kurzer Schöß aus gleichem Volant gebildet ist. Die Vorder- und Rückenteile der Taille sind passgenau mit gestickter Seidengaze garniert, welcher sich die überaus zart und buschig wirkenden fragenartigen Teile aus gleichem Stoff anschließen; den Ansatz der letzteren decken bandeauartig gefaltete, auf den Ärmeln, sowie vorn durch kleine Rosetten und Schleifen zusammengehaltene Gazezflecken, von denen der eine, wie ersichtlich, bis zu dem mit langen Schärpenenden abschließenden faltigen Gürtel aus gleichem Stoff geleitet ist. Unten glatt mit gestickter Seidengaze, oben mit sehr weiten Puffen überdeckte Ärmel bilden zur Vervollständigung der mit einem Stehkragen von gefalteter Seidengaze begrenzten Taille.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo er auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Verschiedenes. Langjährige Abonnentin in G. Solche Sprüche finden Sie im „Bazar“ Jahrg. 1893 S. 39, Jahrg. 1890 S. 50, Jahrg. 1889 S. 415 und 509.

Dragina P. in Ungarn. Am besten verfahren Sie, wenn Sie sich z. B. von Brodhaus in Leipzig das Verzeichnis ausländischer Zeitschriften schicken lassen, in welchem Sie das Nähere über Abonnement und Preis finden. Belletristische Zeitschriften sind u. a.: „Journal des dames et des demoiselles“, „Passe-temps“ (Littérature, histoire, contes, nouvelles), „Roman pour tous“ u. s. w.

Josephine in Miga. Ihren Wünschen würde wohl entsprechen: „Der gute Ton in allen Lebenslagen“, Handbuch für den Verkehr in der Familie, Gesellschaft und im öffentlichen Leben, von Franz Eghardt. I. Teil. 10 M. II. Teil: „Unserer Frauen Leben.“ 6 M. (Leipzig, Jul. Klitthardt).

S. in St. Als Wasserflie wird meist die gelbe Schwärzflie bezeichnet. Sie hat gelbe Blüten von der Form der Garten-Schwärzflie. An manchen Orten bezeichnet man aber auch die Wasserrosen als Wasserflie; von ihnen giebt es bei uns in Teichen u. s. w. weiße und gelbe, in Gärten auch blaue und rote. Letztere sind den Lotusblumen und der Victoria regia (im kleinen) ähnlich.

C. Ch., Kurland. Sie wollen an der betreffenden Stelle lesen: „Hallenbad, in Desterreich Hallein an der Salza, in Baden Reichenhall“.

M. A. Die von Ihnen genannten Pflanzen giebt es nicht, vielleicht meinen Sie aber Potamogeton und Hydrocharis? Der Grund ihres Einnehmens ist vielleicht in Beschädigungen, sei es durch die Fische oder beim Wasserwechsel zu suchen. Letzterer muß sehr vorsichtig geschehen. Vielleicht haben Sie besseren Erfolg, wenn Sie den Boden direkt und reichlich mit Wasserpflanzen, deren Wurzeln nicht beschädigt sein dürfen, besetzen, außerdem Armleuchter-Algen hineinschleusen, welche sich gut halten.

Haushalt und Küche. A. N. in Berlin. Der Genuß gerösteter Kaffeebohnen in Substanz wirkt selbstverständlich noch energischer auf das Nervensystem als der Aufguss, da durch das heiße Wasser nur ein Teil der Extraktivstoffe ausgezogen wird. Der Genuß einiger weniger Bohnen kann aber als direkt schädlich nicht bezeichnet werden.

N. P. in S. Gelbe Schuße und Stiefel reinigt man, indem man sie feucht abwäscht und nach dem Abtrocknen am besten mit „Satin“, einem besonders präparierten Lade der Firma K. M. Müller u. Co. (Berlin, Deutstrasse) überstreicht. Bei Bestellung ist die ungefähre Farbe möglichst genau zu beschreiben, da es Satin in verschiedenen Nuancen giebt.

K. G. in K. (Ostpreußen). Als beste, einfachste und erprobteste Erhaltungsmethode der Champignons können wir Ihnen je nach ihrer Verwendung das Einlegen der Pilze in Essig und das Einlegen von ihnen nach Apertischer Methode im Wasserbade empfehlen. Einlegen in Essig empfiehlt sich, wenn man die Pilze als Beigabe zu Salaten und Braten wünscht, das Einmachen im Wasserbade, wenn sie zu Suppen, Saucen, Ragouts und Gemüsen benutzt werden sollen. Zu beiden Einmacharten geben wir Ihnen eine Vorschrift.

Die Pilze müssen klein und fest geschlossen sein, sie werden einzeln mit Salz abgerieben, mit einer kleinen Bürste abgebürstet und dann leicht in mit Essig verstemmtes Wasser gewaschen. Dann kocht man auf 2 Liter kleine Champignons 1 1/2 Liter Weinessig mit 5 Blättern Mustardblüthe, 20 g Pfefferkörnern, ebensoviele Salz und einer Prise Cahennepfeffer auf, thut die Pilze hinein, kocht sie, bis sie anfangen weich zu werden, füllt sie darauf in kleine Gläser und verschließt diese nach dem Erkalten luftdicht. — Man füllt zwei Schalen mit reinem, mit etwas Essig verstemmtem Wasser und erhitzt dann 1 Liter Wasser mit 10 g Salz in einem gut emaillierten Gefäß. Jeder einzelne Champignon wird im ersten Wasser weiß geküht, im zweiten Wasser nachgeküht und nach Vollendung von etwa 20 Pilzen diese sofort ins siedende Salzwasser geworfen, in dem sie bleiben, bis wieder 20 Pilze so vorbereitet sind. Darauf wird die erste Anzahl mit einem Schaumlöffel herausgenommen, in die gut gereinigten, zur Hand gestellten Patentbüchsen (Exzellenzbüchsen von Schiller besonders empfehlenswert, Bezugsquelle: E. Cohn, Igl. Hoflieferant, Berlin, Leipzigerstraße) gefüllt und so fortgeföhrt, bis alle Pilze so vorbereitet sind. Man überfüllt sie dann mit Salzwasser, bis die Büchse voll ist, verschließt sie und kocht sie nun je nach der Größe der Büchsen 30—45 Minuten im Wasserbade, in dem sie darauf auch erkalten müssen, bevor man sie abtrocknet und an kühlem, trockenem Orte aufbewahrt.

K. P. in Gungenhausen. Zum Einmachen ist von den Schneidebohnen die breite, hellgrüne Schwertbohne die beste. Man wäscht die Bohnen gut vor dem Abziehen und trocknet sie auf auseinander gebreiteten Tüchern. Dann zieht man sie sorgfältig ab und schneidet sie mit dem Bohnenmesser gleichmäßig. Die Bohnen werden in siedendem Salzwasser einige Male offen aufgekocht, dann gut abgetropft und nun möglichst fest in die Dunsfläster mit Patentverschluss gepackt, wobei zu beachten ist, daß die Gläser nur bis an den Hals mit den Bohnen gefüllt sein dürfen. Man gießt sie alsdann mit getohtem, erkaltem Salzwasser bis oben voll, schließt die Gläser und stellt sie nun in den mit einem Tuch am Boden ausgelegten Einmachkessel, den man mit so viel kaltem Wasser füllt, daß dieser bis an den Hals der Gläser, ja nicht weiter, reicht. Der Kessel wird mit lauwarmem und das Wasser ganz langsam ins Kochen gebracht. Die Bohnen kochen vom Siebepunkt des Wassers an gerechnet 45—50 Minuten bei langsamem Kochen, sie müssen nach dieser Zeit langsam im Kessel erkalten und werden erst dann herausgenommen, abgetrocknet, mit Essig übersehen und an kühlem, luftigem Orte aufbewahrt.

L. L. 31 in Rempten. Schimmelfolien auf Schuaren werden durch deren Erhitzen auf 100° vernichtet. War die Schimmelfolienbildung aber schon weiter vorgeschritten, so sind die Waren auch dann nicht mehr gut genießbar.

Abonntin K. Ch. in N. bei Pyritz. Eine genaue Anweisung zur Bereitung von Apfelwein aus Grafsheimer Äpfeln (der übrigens ganz wie anderer Apfelwein bereitet wird, falls Ihnen dessen Herstellung bekannt sein sollte) würde eine Spalte des Briefkastens fast in Anspruch nehmen, denn mit kurzer Beschreibung würde Ihnen nicht gedient sein. Wir können daher bei dem beschränkten Raum Ihre Frage hier nicht beantworten und raten Ihnen, sich das kleine Büchlein: „Die Obstweinbereitung“ von Dr. W. Barth (Preis 1 M., Verlag G. Ulmer, Stuttgart) anzuschaffen, das Ihre Frage genau und zuverlässig beantwortet wird.

Kosmetik und Gesundheitspflege. A. W. in Graz. Um bei feuchter und heißer Witterung das Stirnhaar möglichst lange gelockt zu erhalten, wird vielfach Juckerlösung zum Ansetzen vor dem Brennen verwendet. Das Eingewickeltwerden im Haare hält natürlich auch viel.

A. v. G. in Mailand. Wasserstoffsuperoxyd, wie Sie es im Handel bekommen, ist hinreichend verdünnt und kann direkt verwendet werden. Sie werden beim Goldblaufärben der Haare Erfolg damit haben wie mit dem teuren Golden hair wash. Zusatz von ganz wenig Salmiatgeist befördert die Wirkung.

Langjährige Abonnentin A. S. Zur Darstellung echter Mandelfeife, d. h. Seife aus Mandelöl, löst man 100 g käufliches Natriatron in 250 g Wasser, rührt 400 g Mandelöl hinzu und hält diese Mischung unter Umrühren nahe am Kochen, bis eine herausgenommene Probe auf einem Teller zu einer gleichmäßigen, klar durchscheinenden Gallerte erstarrt. Alsdann fügt man unter kräftigstem Röhren eine heiß gefilterte Lösung von 100 g Kochsalz und 10 g Soda in 300 g Wasser hinzu und erhitzt bis zum Aufkochen, damit sich die Seife gut abscheidet. Nach dem Erkalten nimmt man den Seifenkuchen heraus, wäscht ihn ab und drückt ihn zwischen Leinwand möglichst gut aus, worauf er in beliebige Stücke geschnitten wird.

M. K. in N. Das Kleitenwurzöl des Handels wird wohl kaum irgendwo aus Kleitenwurzeln gemacht, da diese auf den Haarwuchs nicht die geringste Einwirkung besitzen, wohl aber das Del bald ranzig machen. Als bestes Haareinsetzungsmittel empfehlen wir Ihnen Lanolincreme oder, wenn Sie durchaus ein flüssiges Del wünschen, etwas angenehmes parfümiertes frisches Mandelöl.

Treue Verehrerin des „Bazar“ in N. Durch oft wiederholtes Besuchen des Haars mit einer schwachen Lösung von übermangansaurem Kali wird sich das Haar allmählich, wie auch die Kopfhaut, braun färben. Direkt schädlich ist es nicht, bewirkt aber auch nicht die von Ihnen anscheinend nur beabsichtigte Reinigung des Haarbodens. Hierzu dient Wasser und Seife, nach dem Abtrocknen ist etwas Franzbranntwein aufzusprengen, um die Trocknung zu beschleunigen. Ihr Haaröl dürfen Sie mit Mangan nicht versehen.

D. 499. Marneufkirchen. Bepfehlen Sie die Flecke täglich mit elastischem Kollodium, das 10% Salicylsäure enthält (Collod. elast. 9.0, Acid. salicylic. 1.0). Nach einigen Tagen wird sich die Haut abschälen, worauf ein wenig Lanolincreme aufzutreiben ist. Sind dann die Flecke noch nicht ganz fort, so ist nach acht Tagen etwa die Probe zu wiederholen; sind sie aber gar nicht heller geworden, so müßten Sie sich schon an einen Arzt wenden.

C. Ch. in Frankfurt a. M. Nachgedunkeltes blondes Haar wird durch des öfteren wiederholte Behandlung mit Wasserstoffsuperoxyd heller, meist „goldblond“. Die spezifische Nuance läßt sich vorher nicht genau bestimmen; nehmen Sie eine Probe ihres Haars und legen Sie sie in Wasserstoffsuperoxydlösung, worin sie so lange bleibt, bis die gewünschte lichte Farbe erreicht ist. Genau so wird die Farbe. Aufgestrichen wird das Mittel mit einem Kamme oder einer Bürste alle paar Tage. Manchmal wird das Haar danach brüchig, dann ist es mit Lanolincreme einzusetzen; andere schädliche Folgen hat es nicht.

Chinesische Scherzaufgabe.

In einem Stalle befanden sich Fasanen und Kaninchen. Sie hatten zusammen 100 Füße und 36 Köpfe. Wieviele Fasanen und wieviele Kaninchen waren es?

Wörtergruppe.

Vier Wörter, von denen jedes aus vier Buchstaben besteht, sind unter einander geschrieben: das erste erhalten die Offiziere und die Schauspieler; das zweite ist als Name im alten Testament, das dritte in einem bekannten Märchen, das vierte in Lohengrin zu finden. Das oberste Wort ist gleich der ersten senkrechten Reihe, das zweite Wort gleich der zweiten senkrechten Reihe u. s. w.

Auflösung des Rätsels Seite 345. Pant.

Auflösung des französischen Scherzrätsels Seite 345. Madame — Adam.

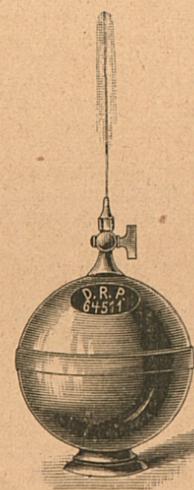
Lösungstabelle zur Kettenpiel-Aufgabe Seite 345.

Fenstschel	←	Sehend	Bahnhof	←	Eriebahn
Schelper	↑	Chinesse	Hofmeister	↑	Fasanerie
Peru	↑	Rechne	Meisterstück	↑	Goldfasan
Ufas	↑	Bonze	Stückgut	↑	Blattgold
Kaspar	↑	Bonbon	Gutlagen	↑	Stichblatt
Paris	↑	Schachbon	Sagenhaft	↑	Nadelstich
Islam	↑	Dschah	Hafpflicht	↑	Haarnadel
Lambda	↑	Nero	Pflichtvergessen	↑	Rohhaar
Dabei	↑	Kerner	Bergeisenheit	↑	Walfros
Beifall	↑	Denker	Heiter	↑	Burgwall
Fallstrid	↑	Lenben	Eriz	↑	Terburg
Stridgarn	↑	Perlen	Fier	↑	Lichter
Garniren	↑	Kaper	Erlangen	↑	Fachlich
Jeune	↑	Minka	Langenbeck	↑	Bierfah
Ejel	↑	Termin	Bedmann	↑	Waldier
Selten	↑	Mutter	Mannheim	↑	Kutscherbod
Tenne	↑	Wehmut	Heimweh	↑	Lohnkutscher
Nebel	→	Befast	Fasttage	→	Zagelohn

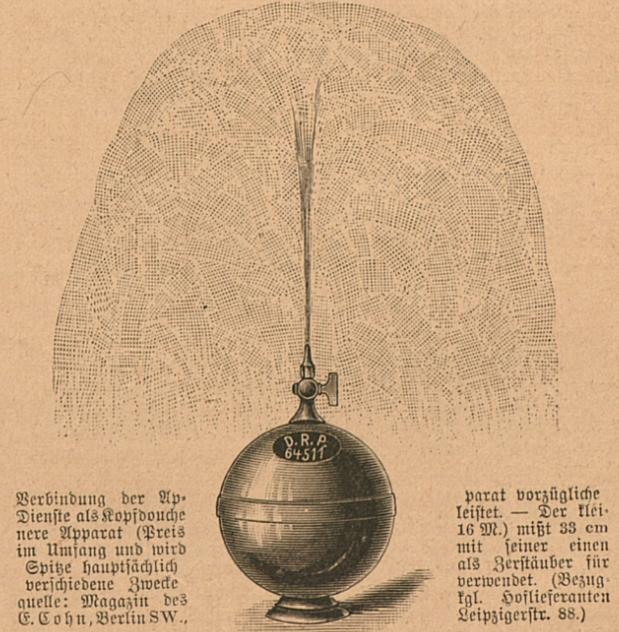
Berichtigung. In der Unterhaltungs-Aufgabe „Der erweiterte Teich“ S. 305 steht irrthümlicherweise, der „Umfang“ des Teiches sollte verdoppelt werden. Wie aus der Auflösung S. 325 hervorgeht, muß es heißen: die Größe (der Flächeninhalt) sollte verdoppelt werden.

Wirtschaftsplaudereien.

Selbstthätige Fontäne ohne Mechanik. Die nebenstehende Abbildung stellt einen kleinen, neuen Apparat dar, der infolge seiner Vielseitigkeit für die verschiedensten Zwecke im Haushalt geeignet erscheint. Die selbstthätige Fontäne ist eine veredelte Kugel mit zwei Oeffnungen; die eine ist an der Decke, die zweite am Boden. Während die untere nur dazu benutzt wird, um dem Wasser irgend einen Zusatz, wofürsichende oder desinfizierende Essenzen beizumischen, dient die obere, obere zur eigentlichen Füllung der kleinen Fontäne. Zu diesem Zwecke wird die Kugel mit dem dazu gehörigen Füllungsanlatz versehen und gegen einen Wasserleitungshahn gehalten. Sobald dieser geöffnet ist, strömt das Wasser mit dem gleichen Druck, den die Leitung besitzt, in die Kugel, wodurch die in ihrem Innern enthaltene Luft zusammengedrückt wird. Entfernt man den gefüllten Apparat von der Leitung, so treibt die sich nun ausdehnende Atmosphäre das Wasser mit Gewalt wieder heraus und bringt so, nachdem die Oeffnung aufgeschraubt sind, die verschiedensten Wirkungen hervor, von denen zwei durch die nebenstehenden Abbildungen veranschaulicht werden.



oder Desinfizieren der Zimmer, zum Ansehen von Gardinen u. s. w. verwendbar machen, sowie ferner ein langes, gebogenes Rohr, mit dessen



Verbindung der App. dient als Kopfbouche neue Apparat (Preis im Umfang und wird Spitze hauptsächlich verschiedene Zwecke quelle: Magazin des E. C. o. h. u., Berlin SW.,

parat vorzügliche leistet. — Der Klei-16 M.) mißt 33 cm mit seiner einen als Ferkäuber für verwendet. (Bezug: Igl. Hoflieferant Leipzigstr. 88.)



Eine Partie Sechsendeckig. Gemälde von Krabansky.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

—h. Der Verein „Frauenwohl“ in Königsberg i. Pr. unterhält verschiedene Lehranstalten zur Förderung des Frauenerwerbs. Der Lehrplan der Handelsschule umfasst Buchführung, kaufmännisches Rechnen, deutsche Korrespondenz, Grammatik, Konversation und Briefschreiben in der englischen und russischen Sprache, Handels- und Verkehrskunde, Schönschreiben und Stenographie. Der Nachweis einer guten Schulbildung ist bei der Aufnahme erforderlich. Beginn des Unterrichts Mitte Oktober. Der Kursus dauert neun Monate. Anmeldungen nimmt Direktor Babucke im altstädtischen Gymnasium entgegen. — Außerdem stehen noch unter Obhut dieses Vereins eine Haushaltungsschule, ein Krankenpflegerinnenkursus, lateinische Kurse, die besonders für Lehrerinnen empfehlenswert sind, und Vorlesungen mit freier Diskussion. Vorsitzende des Vereins ist Frau Professor Bohn in Königsberg i. Pr.

—c. Die Gesellschaft „Böththätige Frauen“ in London hat blinde Frauen zu Maskeusen ausbilden lassen. Gegenwärtig betreiben sie diese Beschäftigung schon mit vielem Erfolg, und es giebt in London schon eine ganz stattliche Anzahl blinder Maskeusen. Diese Blinden wohnen entweder bei Familien oder in der Blindenanstalt und werden von kleinen Mädchen an ihren Bestimmungsort geleitet. Einige haben sogar schon von ihrem einträglichen Erwerb Ersparnisse gemacht und in der Kasse des Vereins „Böththätige Frauen“ deponiert.

—c. Miss Mary Day, welche in London den erfolgreichen Versuch gemacht hat, taubstumme Mädchen in dem Gebrauch der Schreibmaschine zu unterweisen, hat die Freude gehabt, ihre Schülerinnen bald zu geübten Arbeiterinnen auf der Schreibmaschine auszubilden, ohne daß ihr Gebrechen bei dieser Thätigkeit störend wäre, da der „Pipewriter“ vielfach nur zur Uebersetzung von Schriftstücken verwendet wird. Der Gedanke von Miss Day ist sicherlich der Nachahmung wert!

— Eine fürstliche Bildhauerin. Nach dem Grundsatz, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist, hat die Prinzessin Luise Marquise von Vorne, das kunstsinigste Mitglied der englischen Königsfamilie, nicht angestanden, sich ein artiges Honorar für die von ihr gemißelte Statue ihrer königlichen Mutter auszahlen zu lassen. Die Prinzessin hat sich ganz nach dem unter Bildhauern üblichen Brauch gerichtet: einen Teil des Honorars empfang sie, als die Arbeit halb fertig, den Rest, als sie vollendet war. Die Statue ist für den Kensington-Garten bestimmt.

— Ein Spitzenmuseum. In Nottingham ist eine permanente internationale Ausstellung von Spitzen eröffnet worden. Sie enthält u. a. eine Sammlung farbiger Spitzen und Kantens, welche auf der Insel Kreta fabriziert wurden; italienische Stickerien aus dem 16. und 17. Jahrhundert, französische und flämische, Honiton- und andere Arten alter englischer Spitzen, perische, indische, chinesische und japanische Spitzen, sowie Maschinen und Vorrichtungen, welche zur Verfertigung von Spitzen gebraucht wurden oder noch gebraucht werden.

—c. Im Pariser Observatorium sind die Beobachtungen der Planeten, Kometen und Nebelsterne einer Frau anvertraut, und im Jahresbericht von 1891 sind 56 Beobachtungen eingetragen, die durch diese Dame, Miss Klumpke, eine geborene Amerikanerin, angestellt worden sind. Frä. Klumpke war die erste, die den Komet im Jahre 1892 bemerkte. Mit ihr zusammen arbeitet zur Zeit im Pa-

riser Observatorium noch eine zweite Frau, Mrs. Peacre, die Frau des Direktors des englischen Observatoriums in Greenwich.

—1. Die Königin-Witwe Maria Pia von Portugal, eine Schwester der Königin von Italien, ist eine große Sportsdame und eine der besten Schützinnen Europas. Uebrigens leistet sie auch in der Musik, der Malerei und der Stickerie Ausgezeichnetes.

—1. Unter den modernen, realistischen Romanschriftstellerinnen Spaniens steht Senora Emilia Pardo Bazan in erster Reihe. Sie zeichnet sich auch durch Gelehrsamkeit aus. Ihr „Leben des heiligen Franz von Assisi“ hat das Lob der römischen und spanischen Kardinalen erhalten. Sie trägt in der Akademie der Wissenschaften vor.

—1. Miss Newell aus New-York, früher im Patentamt zu Washington angestellt, hat sich jetzt als Patentanwalt in New-York niedergelassen und wird häufig von jungen Advokaten um Rat gefragt, die keine Ahnung davon haben, daß R. Newell eine Dame ist.

—1. Der erste und einzige weibliche Rechtsanwalt in Japan ist Frau Del Sono, die längere Zeit in den Vereinigten Staaten zum Studium der dortigen Frauenverhältnisse zugebracht hat. Sie ist Christin und arbeitet an der Fortbildung der Frauen der höheren Stände ihres Vaterlandes, zu denen die Missionare keinen Zutritt haben.

— Totenschau. In Frankfurt a. M. starb die bekannte Schriftstellerin Johanna Friederike Wacker-Wester, Mitarbeiterin des „Pionier“ in Detroit; in Zürich Frau Marie Rater-Boltshauer, langjährige Quästorin des „schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins“; in London die einst berühmte Schauspielerin Carlotta Leclera, die seit dem Tode ihres Gatten, des Schauspielers John Nelson, nur selten mehr auf der Bühne aufgetreten war.

Ratgeber für Frauenerwerb.

Frage. Wo befindet sich die Verkaufsstelle des Vaterländischen Frauenvereins?
G. v. K. in Königsberg i. Pr.

Antwort. In Berlin, C. Oberwallstr. 14—16. Vor jeder Uebersendung von Waren ist stets ein Gesuch an die Leiterin der Centralverkaufsstelle, Frau Gräfin Schulenburg (Berlin SW., Königgräferstr. 71), zu richten, in welchem die einzusendenden Arbeiten genau bezeichnet werden müssen. Für nicht verkaufte Gegenstände wird keine Provision erhoben.

Frage. Welche Fachbildung ist im Zeichnen und Malen erforderlich, um sich für das photographische Fach auszubilden? Wo werden in Oesterreich oder Ungarn derartige Kurse erteilt?
Regina.

Antwort. Der Unterricht in der gewöhnlichen photographischen Retouche erfordert ohne Vorkenntnisse, wenn eine vollständige Ausbildung bezweckt wird, mindestens ein Jahr zur Vorbereitung. Ist man schon des Zeichnens kundig, so kann ein sorgfamer Privatunterricht von drei bis sechs Monaten genügen. Ein praktisches Arbeiten in einem Privatatelier führt am schnellsten zum Ziele. Wenden Sie sich also gest. direkt an einen Photographen in Oesterreich oder Ungarn mit Ihrer Anfrage, sonst an die „kaiserl. kgl. Lehr- und Versuchsanstalt für Photographie und Reproduktionsverfahren“ in Wien, welche Damen in einer Zeitdauer von zwei Semestern ausbildet.

Frage. Wie lange dauert der Unterricht auf der Schreibmaschine, bis man völlig damit vertraut ist? R. F. in Kroatien.

Antwort. Je nach der persönlichen Geschicklichkeit und der

Uebung, welche darauf verwendet wird, zwei bis drei Monate. Die eigene Uebung ist hier der beste Lehrmeister. Wir können Ihnen und anderen Frauen diesen neuen Erwerbszweig, der sicherlich noch, wie in Amerika, so auch bei uns eine große Zukunft hat, nur aufs gelegentlichste empfehlen.

Frage. Wie verwendet ein 25-jähriges Mädchen, das wirtschaftlich ist, fertig Ungarisch, Deutsch und Französisch spricht und gut schneidert, ihre Kenntnisse?
J. K. in Budapest.

Antwort. Wenn, wie es scheint, Ihnen kein Zeugnis über ein abgelegtes Examen zur Verfügung steht, ohne das eine feste Stellung wohl schwer zu finden sein dürfte, so ist es jedenfalls aussichtsvoller, einen Privatirkel zu errichten, z. B. einen Schneiderkursus für junge Mädchen, und dabei die Unterhaltung in fremden Sprachen zu üben. Oder einen Kursus für hauswirtschaftliche Thätigkeit!

Frage. Gibt es eine Anstalt, die Krankenpflegerinnen für das Ausland, speziell für Jerusalem ausbildet? S. 100 in Frankfurt a. O.

Antwort. Das Diakonissenhaus in Kaiserwerth, dessen zahlreiche Hospitäler im Orient berühmt sind, bildet seine Schwestern besonders für den Orient aus; die Schwestern müssen sich verpflichten, dorthin vom Mutterhaus geschickt zu werden. Dagegen übernimmt das Klementinenhaus in Hannover die Ausbildung derjenigen Pflegerinnen, welche in die ostafrikanischen Provinzen geschickt werden wollen. Zur Aufnahmebedingung ist das Alter von 20 bis 40 Jahren erforderlich. Es muß ein selbstverfaßter Lebenslauf, ein Tauf- oder Konfirmationschein, die schriftliche Einwilligung des Vaters oder des Vormundes, ein ärztliches Gesundheitsattest und ein Sittenzugnis eingereicht werden. Die Probezeit dauert 3 bis 12 Monate, und es sind dafür 100 Mark einzuzahlen. Die Pflegerin erhält für diese Zeit freie Station, Anstaltsstracht und unentgeltliche Ausbildung. Wäsche wird nicht geliefert. Nach dreijähriger Dienstzeit erhalten die Schwestern die eingezahlten hundert Mark zur freien Verfügung zurück. Eine zehnjährige Arbeitszeit berechtigt zu voller Schwestereneristenz im Hause. Anmeldungen sind an die Oberin des Klementinenhauses zu richten.

An unsere Leserinnen!

Mit dieser Nummer schließt das III. Quartal. Wir bitten unsere Postabonnenten, für rechtzeitige Erneuerung des Abonnements noch im September Sorge zu tragen, und machen darauf aufmerksam, daß die Post aufhört zu liefern, wenn das Abonnement nicht ausdrücklich erneuert wird. Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Abonnements auf den „Bazar“ an zum Preise von 2 1/2 Mark oder 1 1/2 Gulden pro Quartal.

Gleichzeitig benachrichtigen wir unsere Leserinnen, daß es uns gelungen ist, das neueste Werk der namentlich bei der gebildeten Frauenwelt so rasch beliebt gewordenen Erzählerin E. Liß-Blanc für den „Bazar“ zu erwerben. Wir beginnen daher im nächsten Quartal mit dem Abdruck des Romans:

„Standesgemäß“ von E. Liß-Blanc

und empfehlen diese ebenso zeitgemäße, wie spannende und außerordentlich geistvoll geschriebene Erzählung der ganz besonderen Beachtung unserer verehrten Leserinnen.

Administration des „Bazar“.